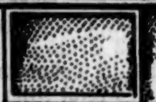
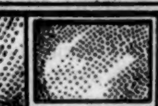
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 31. Juli 1912. No. 31.

Der Mensch denkt

Psl. 121.

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.

Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen und der dich behütet, schläft nicht.

Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.

Der Herr behütet dich; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand.

Aber Gott lenkt

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Fall und Rettung.

Der ersten Unschuld reines Glück,
Wohin bist du geschieden?
Du flohst und kehrest nicht zurück
Mit deinem süßen Frieden!
Dein Edensgarten blüht nicht mehr;
Verwelkt durch Sündenhauch ist er,
Durch Menschenschuld verloren.

Ach, wider Gottes heil'gen Plan,
Das Schöpfungswort der Liebe,
Hebt sich in falschen Glückes Wahn
Die Macht betörter Triebe.
Vom Schlangenwort der Lust versucht,
Vergällt der Mensch durch ihre Frucht
Sein Glück, sein Herz, sein Leben.

Frei will er sein, sein eigner Gott,
Will tun, was ihn gelüstet —
Bald, ach! mit Deutelei und Spott
Zum bösen Schritt gerüstet.
Die Unschuld flieht und innre Schmach
Folgt rügevoll der Sünde nach
Und hascht nach Feigenblättern.

Ach, neu verjüngt sich fort und fort
Des ersten Falls Geschichte.
Das Herz verführt durch Schlangenwort
Verfällt dem Schuldgerichte.
Vergebens wüsch' es gern sich rein,
Der Kläger ruft: Die Schuld ist dein!
Und horch! der Ew'ge richtet.

Heil! Heil! daß uns ein Held erschien,
Ein Heiland allen Sündern.
Den Schlangenkopf zertrat er kühn,
Der Sünde Sieg zu hindern.
Im Glauben nehmt den Retter an!
Er führt euch seine Siegesbahn,
Auf, kämpft an seiner Seite!

Er führt ins Paradies zurück
Den schuldentladnen Schächer.
Der Arge flieht vor seinem Blick
Er zittert vor dem Rächer.
Das Schwert des Cherubs droht nicht mehr
Vom neuen Eden winkt daher
Der Baum des ewigen Lebens.

K. B. Garve.

Von Gott — zu Gott.

Der Mensch ist königlichen Geschlechts; er stammt von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde. Wohl ist sein Körper Staub und Asche, und zur Erhaltung desselben erfordert es irdischer Dinge; sein Geist und Wesen aber hat seinen Ursprung in Gott. Der Schöpfer nahm sich selbst zum Modell, als er den Menschen schuf. Als ein Stück von Gott legte der Schöpfer auch die Bestimmung in den Menschen, wieder zurück in seinen Ursprung zu gelangen. Der Körper muß infolge der Sünde sich in seine Bestandteile auflösen, während die Seele zu Gott zurückkehrt.

Sind wir uns unserer Würde bewußt? „Ja," wirst du sagen, „doch nicht so hoch hinaus! Wir sollen doch unsere Nichtigkeit erkennen." Freilich, vom Standpunkt des physischen Menschen aus sind wir Staub und Asche. Wir anerkennen auch das nicht oft genug, und meinen manchmal, Gott Vorschriften machen zu dürfen, wenn wir überhaupt an eine heilige Autorität glauben. Andererseits aber liegt auch Gefahr vor, daß wir unsere Abstammung dem Geiste nach sowohl als unsere Bestimmung aus dem Auge lassen. Mancher Mensch, der auf abschüssige Bahn geraten ist, würde an seine Brust schlagen und umkehren, falls er sich dessen bewußt würde, daß sein Weg von Gott zu Gott führt. Wie würde mancher doch die Augen niederschlagen und in sich kehren, wenn er diese göttliche Verwandtschaft ins Auge faßte.

Sage dem Sünder weniger von seinem nichtigen Leibe, von der Macht der Sünde und deute lieber darauf hin, daß er göttlichen Geschlechts ist, und daß Gott ihn so lieb hat, daß er seinen Sohn dahingab, um ihn, den Sünder, wieder zurück zu seinem Ursprung zu führen.

Jesus Christus bahnte uns den Weg zum Vater. Er hat die möglichst beste Verbindung zwischen Gott und Mensch zustande gebracht. Er ist auch der Weg zu dem einzigen Ziele, die Tür zum Leben. Ist er dein eigen? Lebst du ihm? Wenn nicht, so stehst du in großer Gefahr, deiner göttlichen Natur verlustig zu gehen und der bösen Macht anheim zu fallen.

W. J. T.

Vereinigte Staaten

California.

Sanger, Calif., den 5. Juli 1912. Einen Gruß an alle Leser und den Editor! Ich und Bruder C. J. Baumbach waren vor fünf Tagen in Reedley. Wir kannten dort wenige von Angesicht, aber wir suchten uns den früheren Editor, M. B. Fast, auf, und weil wir wollten Br. Kleinsasser und Br. Joseph Wipf besuchen, so bemühte sich der alte Editor und besorgte uns ein Fuhrwerk von seinem Schwager J. Thiesen. Dieser nahm uns mit in sein Haus. Hier wohnt auch der Vater des Editors M. B. Fast, der alte Bruder Peter Fast, welcher schon in den Achtziger Jahren ist, und noch viel Berichte für die Rundschau einsendet. Er war recht liebevoll, doch konnten wir uns schon nicht viel mit ihm unterhalten, denn der Br. Thiesen wollte uns nach Br. Jos. Wipf fahren. Dort waren wir übernacht und bis Sonntag ein Uhr. Diese fuhren uns nach Reedley, ungefähr sieben Meilen, zur Versammlung.

Hier wohnten wir einer Prüfung bei. Es wurden vier Seelen geprüft, die das Verlangen hatten, auf ihren Glauben an die Erlösung durch Christi Blut dem Heiland in der Taufe zu folgen. Sie wurden ernst geprüft und es wurde beschlossen, sie nach dem Vorbilde Jesu im Fluß zu taufen. Nach der Versammlung hatten wir gedacht, noch bis Montag zu bleiben, doch als alle heimgegangen waren, sahen wir ein, daß es der beste Plan sei, den Sechs-Uhr-Zug zu nehmen und heim zu fahren.

10. Juli. Es waren viele von allen Seiten herbeigekommen zur Konferenz am 7. Juli, aber der frühere Editor war nicht da. Wir denken aber am 14. wieder in Reedley zu sein und der Taufe beizuwohnen.

Es ist hier alle Abend Versammlung, manchmal bis 10 Uhr, denn es bekehren sich noch immer mehr. Auch war der alte Bruder Simon hier, der früher in Rußland in der lutherischen Kirche Reiseprediger war. Er ist der Schwager des Heinrich Kramer.

Das Wetter ist hier sehr schön und die Ernte ist gut, aber die Preise schwach: 5 Cents die „Schnitze", 3 Cents die Rosinen und die Alfalfa 10 bis 12 Dollars per Tonne. Uebrigens ist alles beim Alten.

Gottfr. Benzler.

Atwater, Calif., den 15. Juli 1912. Vielleicht werde ich einigen Rundschaulesern mit meinem Schreiben schon lästig sein; wenn es sich so verhält, dann möchten die Betreffenden mich solches wissen lassen, entweder brieflich oder durch die Rundschau-schau!

Heute hatten wir heißen Nordwestwind, und es war 104 Grad warm.

Gestern hatte die A. T. und S. F. Bahn westlich von hier ein Unglück; die Achse eines der Wagen eines Frachtzuges war gebrochen, und es nahm ihnen bis heute morgen fünf Uhr, bis sie die Bahn wieder offen hatten.

Br. Jacob Esau hält Sonntag nachmittags unter uns Singstunde. Letzte Woche kam meine Schwester Lea von Chamberlands heim, weil jene Leute nach dem Gebirge fahren wollten. Lea geht aber wieder dorthin. August Schimmelpfennig ist schon, so wird mir erzählt, besser. Cornelius Fidlers wollen nach Bakersfield ziehen; er ist aber schon vorangegangen, wahrscheinlich, um Vorbereitungen zu treffen.

Julius Siemens von Chico, Calif., sind letztens nach Fresno gezogen. Nun, Julius, warum hast du uns nicht mehr besucht, so wie du uns geschrieben hast? Wie gefällt es euch dort?

Jakob Höppners sind hier noch immer mit ihrem Loos zufrieden, auch sind sie noch alle gesund, soweit ich weiß. Er sagt, daß er sich hier viel gesunder fühlt, als da er noch in Kansas war.

Achtungsvoll!

J. B. Köhn.

Kansas.

Cold Water, Kansas, den 11. Juli 1912. Werter Editor! Ich bitte, diese Zeilen in die Rundschau aufzunehmen!

Das Wetter ist hier jetzt zum Ernten sehr passend. Viele Leute sind schon mit der Ernte fertig, einige noch nicht. Das Tagelohn ist dieses Jahr ganz gut; ein Mann bekommt mit Gespann zusammen in unserer Nachbarschaft $5.00.

Nun noch schnell ein paar Zeilen an die Eltern meines Mannes in Dundee. Was seid ihr da so stille, liebe Eltern, warum schreibt ihr nicht? Habt ihr meinen Brief nicht erhalten? Bitte, mir denselben zu beantworten. Euch grüßend, und Gottes Se-

gen wünschend, verbleibe ich eure Schwiegertochter,

Anna Schmidt.

Dann eilen meine Gedanken noch schnell nach Rush Co. zu euch, lieber Onkel und Tante Heinrich Böse. Was macht ihr? Ich glaube, ihr seid fleißig in der Ernte. Ist euer Weizen dieses Jahr gut? Ich hoffe, daß er gut sein wird, denn das ist mein innigster Wunsch. Liebe Tante, warum schreibt ihr uns denn nicht einen langen Brief? Habt ihr die Drillmaschine erhalten oder nicht? Bitte, laßt es uns wissen! Ist euer Henry zuhause? Dann bitte ich ihn, mir die Postkarten zu schicken, das heißt wenn er will. Ich würde ihm sehr dankbar dafür sein.

Mit diesem will ich denn für diesmal schließen, indem ich noch den ganzen Leserkreis grüße.

Anna u. P. Schmidt.

Hillsboro, Kans., den 18. Juli 12. Zuvor einen Gruß an den Editor und den Lesern der Mennonitischen Rundschau!

Von hier wäre zu berichten, daß es sehr an Regen fehlt, denn das Corn leidet schon. Die Dreschmaschinen sind in voller Arbeit. Der Weizen gibt sehr verschieden vom Acre, von fünf bis dreißig Buschel. Hier in der Umgegend hat der Hagel viel Schaden getan, auch am Obst. Hafer ist nach dem Hagel noch schön gewachsen, wird aber wohl etwas leicht sein, ist auch wohl schon alle gemäht.

Viel neues ist nicht zu berichten, als daß es nächsten Sonntag im Gnadenauer Versammlungshaus eine Hochzeit gibt. Der Bräutigam ist ein junger Witwer namens Unrau aus der Nähe von Lehigh, Kansas, und die Braut ist die junge Witwe Jacob Friesen, Tochter des Jacob Klaassen von Gnadenau.

Mit dem Häuserverkaufen geht es auch nicht mehr so, als vor ein paar Jahren. Es wird hin und wieder gekauft, indem noch Leute zur Stadt ziehen, aber der Preis ist ... sehr gefallen.

In No. 27 der Rundschau frägt Johann Wall, Dorf Karaguj, Gouv. Orenburg, Rußland, nach Johann Bärg, stammend von Nikolaidorf, Gouv. Taurien, und seinem Bruder Wilhelm Bärg aus Tiegerweide, später Taschkent, Asien u. deren Schwester Frau Harms. Demselben diene zur Nachricht: Johann Bärg wohnt hier in Hillsboro. Sie sind gesund; die Farmen haben sie verrentet. Die zwei jüngsten Söhne, Wilhelm und Gerhard, schaffen gegenwärtig in der Ernte in Nebraska und verdienen Geld. Im Winter besuchten sie Colleges und sind in der Wissenschaft schon sehr vorgeschritten.

Wilhelm Bärg starb 1902, den 22. Januar an der Wassersucht in seinem sechzigsten Lebensjahr. Seine Frau starb vor zwei Jahren; sie wurde vom Schlag gelähmt. Die Schwester, Frau Harms, ist schon lange tot, ich glaube, beinahe zwanzig Jahre. Witwer Peter Harms wohnt in Lehigh. Die Kinder sind alle verheiratet.

Noch einen Gruß und Wohlwunsch allen Lesern und unsern Freunden in Rußland, Manitoba und Saskatchewan.

D. M. Klaassen.

Michigan.

Auburn, Mich., den 15. Juli 1912. Dem Editor und allen Lesern Gruß zuvor! In meinem letzten Bericht hieß es, daß wir hier solch Unwetter und viel Regen hatten, der Fäulnis verursachte. Viel Zuckerrüben sind durch die Nässe vernichtet, und anderes, wie Bohnen, Spätcorn und Buchweizen wurde an deren Stelle gepflanzt. Der Hafer hatte auch viel gelitten, aber solcher, der geblieben ist, steht prächtig. Auch das andere Getreide hat sich schön erholt. Jetzt wächst alles, daß es eine Freude ist.

Ps. 62, 9 heißt es: „Hoffet auf ihn allezeit, lieben Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus. Gott ist unsere Zuversicht. Dieses ist wieder zur wirklichen Wahrheit geworden, und mancher, der schier am Verzweifeln war, muß bekennen, wie Gott wieder alles gut machen kann. Zwei aus unserem County (Kreis) nahmen ihre Flinten und erschossen sich aus Aerger, daß ihre Saaten zugrunde gingen. Es ist doch traurig, wozu der Teufel manchen treiben kann, um ein wenig irdischen Gutes.

Nach diesem großen Regen bekamen wir trockenes Wetter, welches drei bis vier Wochen anhielt. Alles wurde hart, hauptsächlich auf Lehmboden. Da sahen die Menschen wieder betrübt aus und wünschten Regen, der denn auch kam. Am dritten Juli kam ein schöner Regen, der alles durchnetzte, und alles fing an zu wachsen, daß es eine Freude war. Vorigen Sonntag hatten wir schönen Regen, so auch gestern, den 13., und diesmal ohne schweres Gewitter. Alles sieht prachtvoll aus. Es hindert wohl etwas der Heuernte, aber mit Fleiß und Mühe geht alles. Seit dem 22. Juni stellte sich auch warmes Wetter ein, welches dem Wachstum sehr förderlich ist. Ps. 65, 11: Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes; mit Regen machst du es reich und segnest sein Gewächs. Diese Verheißungen sehen wir wieder in Erfüllung gehen. Wenn wir Menschen doch nicht so voreilig wären mit dem Murren, sondern uns in Geduld üben würden, auf den Herrn zu trauen. Er wirds wohl machen.

Die Tageszeitungen sind voll von Unglücksfällen: Eisenbahnzusammenstöße, Autounfälle, Luftschiffabstürze, Wirbelwinde, Orkane, Hagel und Blitzschlag findet man täglich verzeichnet. Auch von Erdbeben ist zu hören. Die Strafen bleiben nicht aus, ob auch Besserung darauf folgt? Das ist wohl sehr zweifelhaft, den der Welt Treiben ist in so großer Eile, daß solche Begebenheiten bald der Vergessenheit anheimfallen.

Da ich auch in Rußland war und auch amerikanische Zeitungen zugesandt bekam, so weiß ich, wie hinderlich beim Lesen die vielen englischen Wörter sind, die sich mitunter einschleichen, und manchmal, da man deren Bedeutung nicht weiß, den ganzen Satz oder die Geschichte verderben. Unlängst las ich von Einem, daß der Wind sein Hühnerhaus und sonstiges in die Fenz getragen hätte. „Ja, was ist denn das?" wird mancher fragen. „Das kann ein Wald, kann aber auch ein See sein." Solches verdorbenes Deutsch sollte womöglich gemieden werden. Nun will ich den Editor um ein Plätzchen für eine Tabelle der am häufigsten vorkommen englischen Wörter in deutschen Zeitungen bitten; ich glaube den Lesern drüben damit einen Dienst zu erweisen. Also:

Clerk	Schreiber, auch mißbräuchlich: Ladendiener
Deed	Besitztitel, Verschreibung
Train	Eisenbahnzug
Depot	Bahnhof
Konduktor	Schaffner
Car	Waggon
Ticket	Billett
Office	Amt; Geschäftszimmer
Store	Laden
Elevator	Getreidespeicher, Fahrstuhl
Fenz	Zaun
Gate	Tor; Pforte
Brusch	Strauch
Basket	Korb
Lot	Bauplatz
Town	Stadt
City	Großstadt
Township	Stadtgemeinde; Stadtbezirk
Block	Häusergeviert in der Stadt
Ditch	Graben
Irrigation	Bewässerung
Mountain	Berg
River	Fluß
Creek	Bach
Corn	Welschkorn; Mais
Alfalfa	Luzerne
Sorghum	Zuckerrohr; die Mohrhirse

John Kaweck.

Minnesota.

Mountain Lake, Minn., den 20. Juli 1912. Werter Editor und Leser!

Von hier wäre zu berichten, daß wir eben jetzt in der Ernte sind. Heu gibt es viel und gutes, und es ist auch schon viel zusammengebracht worden. Die Halmfrüchte stehen auch gut und vielversprechend da. Roggen und Gerste sind schon zum Teil ge...en, und einige Haferfelder sind auch schon beinahe reif und winken dem Schnitter ins Erntefeld. Die kühle Witterung und hin und wieder ein sanfter Regenschauer sind der Entwicklung der Feldfrüchte auch sehr zuträglich.

Die hiesige M. Br. Gemeinde feierte Sonntag den 14. d. M. ein Tauffest. Vier teure Seelen wurden auf ihren Glauben nach dem Befehl unsers Herrn und Heilandes getauft und am nachmittag in die Gemeinde aufgenommen. Zum Schluß wurde dann das Gedächtnismahl unterhalten. Die Eheleute Peter Heppner und Gattin, feierten am 17. d. M. im Kreise ihrer Familie mit einer Anzahl Freunden und Verwandten ihr 25 jähriges Ehejubiläum. Wie uns berichtet wurde, hatten sie auf ihrer Farm unter den Bäumen zu diesem Zweck Einrichtungen getroffen, allwo das Fest ab-

gehalten wurde und im Segen verlief. Ein reichhaltiges Programm, welches für diesen Zweck vorbereitet worden war, wurde von ihrem ältesten Sohn geleitet und zur Ausführung gebracht. Die Brüder Heinrich Voth und Johann Wiens hielten zweckentsprechende Ansprachen. Auch das Festessen, welches ein Teil des Programmes ist bei solcher Gelegenheit, wurde unter den schön belaubten Bäumen eingenommen.

Maria Balzer und Margaret Dick, die im Diakonissenheim zu Beatrice, Nebr., beschäftigt sind, und zu der Hochzeit ihrer Geschwister am 10. des Monats hier eintrafen, gedenken schon wieder in den nächsten Tagen zu ihrem Arbeitsfelde zurückzukehren.

Mehrere Wohnhäuser sind hier in dieser Umgegend in letzter Zeit errichtet worden; darunter ist eins auf der Farm des H. H. Flaming und Cl. Dick, nördlich von Bingham Lake. Auch die Familie des H. H. Ewert, nordöstlich von Mt. Lake, ist mit dem Bau eines Wohnhauses beschäftigt. D. P. Epp ist im Begriff, einen neuen Stall zu bauen; auch sollen hier mehrere „Silos" —Grünfutter-Behälter — nach der Ernte errichtet werden. Eine Anzahl derselben sind hier schon früher gebaut worden und die Eigentümer sprechen sich sehr lobend darüber aus.

Die Gebrüder Jacob und Wilhelm Martens, die vor einigen Wochen mit mehreren andern von hier nach Saskatchewan fuhren, sind schon zurück. Sie haben dort Land gekauft und gedenken in Zukunft dorthin überzusiedeln um daselbst zu wohnen.

Evangelist J. W. Bestwater, der einen Monat bei Winkler, Man., in dem Werk des Herrn tätig gewesen, kehrte vor einigen Tagen glücklich und froh heim, und wird vorläufig längere Zeit daheim verweilen. Auch Rev. N. N. Siebert wird in den nächsten Tagen von Herbert, Sask., heim erwartet.

Gestern, den 19., hat es hier den ganzen Tag sanft geregnet; auch heute morgen träufelt es etwas und ist ziemlich neblig; haben also genügend Feuchtigkeit.

Mit Gruß,

J. C. Dick.

Oklahoma.

Hitchcock, Okla., den 17. Juli 1912.

Die Ursache, daß ich schon so lange nichts von mir habe hören lassen, ist, daß wir hier in der Ernte sind. Ich hatte letztes Jahr eigentlich alles verrentet, und hoffte, dieses Jahr nichts mit der Ernte zu tun zu haben; aber der eine Renter zog letzten Herbst von hier fort, somit blieben mir 60 Acres zum Einsäen. Gepflügt war es schon. Und dies mußte ich denn jetzt auch abschneiden. Im Frühjahr sagte ich öfters: Das gibt keinen Weizen; denn man sahe ja nur hin und wieder etwas. Aber mit der Zeit machte sich das heraus, daß es zum Verwundern war. Beim Schneiden hielt ich manchmal still und zog eine Pflanze, oder wie soll man sagen, aus, wo ein Körnlein 43 Stengel getrieben hatte. Auf 20 Acres brauchte ich 18 Pfund Binderschnur. Die Hocken stehen dicht, aber natürlich, zu viel Weizen wird's nicht geben.

Auf P. Bullers gewesener Farm stehen die Hocken so dicht als wenn man manchesmal Bilder in Salzers Katalog beschaute und bewunderte sie und sagte: „Das kann doch nicht sein." So ist's auch auf Ringena's Farm, die H. H. Voth gerentet hat. Auf Jakob Dürksens Farm sind große Headerhaufen usw. Es wird hier seit letzter Woche auch schon fleißig gedroschen. Ich habe auch schon gehört, daß es bis 20 Buschel zum Acre gegeben hat. Aber einige Felder werden auch nur fünf Buschel geben. Die heißen Winde im Mai haben doch ziemlich Schaden gemacht, an einigen Feldern mehr wie an andern. Das Korn, Kaffircorn und Maize stehen fein. Das Erstgepflanzte hat Aehren, und Gras für's Vieh ist auch genug.

Wer hier in Oklahoma eine schuldenfreie Farm hat, kann sein Leben gut machen. Wiewohl ich 1911 keinen Weizen und Hafer bekam, und nur etwa 50 Buschel Corn, sind meine Einnahmen vom 1. Juli letztes Jahr bis 1. Juli dieses Jahr doch noch $1075.00. Da hat man ja Kühe, Kälber, Schafe, Pferde und Hühner, und alles bringt ja etwas ein. Manchmal denkt man schon nach einer andern bessern Gegend zu ziehen, aber wenn man sich so recht bedenkt, fragt man sich: Wo ist's besser? Denn von der besten Gegend ziehen die Leute ja auch fort. Darum heißt es: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Die Witterung ist dieses Jahr auch anders als letztes Jahr, nicht so heiß, auch nicht so trocken. Das Thermometer hat noch nur erst einmal 100 Grad gezeigt.

Von

Jacob Thomas.

Canada.

Manitoba.

Altona, Manitoba, den 18. Juli 12.

Werter Editor und Leser der Rundschau! Wollte man die Ereignisse der letzten Zeit auch nur einigermaßen beschreiben, so könnte man Spalte um Spalte füllen. Ich will daher versuchen, so kurz wie es mir möglich ist, nur die Hauptpunkte zu beschreiben. Ich werde nicht sehr weit zurückgreifen, denn die letzte Zeit bietet genug zur Unterhaltung.

Vor einigen Wochen waren Geschwister Kliewers von Montana hier und wirkten in unserer Mitte. Wir haben uns so manches sagen und nahe bringen lassen von dem Leben und Treiben der Indianer, unter denen sie schon vier Jahre gearbeitet haben, und haben mit ihnen zusammen so manche Segensstunde verlebt. Dem Herrn sei Dank dafür!

In letzter Zeit hatten wir Konferenz und Missionsfest in Winkler. Von Nah und Fern waren Predigerbrüder gekommen, um am Aufbau des Reiches Gottes teilzunehmen und mitzuwirken. Ich will keinen Versuch machen, auf die Einzelheiten einzugehen, sondern nur soviel sagen, daß jedes Referat —Vortrag— eine rege Besprechung fand, und daß uns abends noch immer von auswärtigen Brüdern mit dem Worte Gottes gedient wurde.

Sonntag, den 14., hatten wir Missionsfest. Mancher wird vielleicht des regnerischen Wetters halber zurückgeblieben sein, und doch konnte fast nicht für jeden Raum geschafft werden, und abends war das Winkler Gotteshaus wieder bis auf den letzten Platz gefüllt. Hätte allen Predigern Gelegenheit gegeben werden sollen, so hätten wir wenigstens noch einen Tag Missionsfest feiern können.

Wie schon gesagt: Es waren Segenstage. Doch nicht immer scheint die Sonne, und des Dichters Ausspruch: „Freude wechselt hier mit Leid, Nicht hinauf zur Herrlichkeit dein Angesicht!" bestätigte sich auch hier: Ein Bruder von Drake erhielt ungefähr 2 Uhr nachmittags die telegraphische Nachricht, daß sein Bruder, der ihm beim Abschied noch gesund und froh die Hand gedrückt, gestorben sei. Wie dieses einen berührt, weiß nur der, den es so nahe angeht. Aber doch fühlten wir uns vo nMitleid und Teilnahme bewogen, im Gebet diesem Schwerbetroffenen zuhilfe zu kommen und einige ernste Gebete stiegen empor zum Tron der Gnade um Beistand und Trost, dies Leid tragen zu können. Ja, eine Trauerbotschaft trübte die Gemüter, aber wie es schien, war es nur ein Vorbote des, das noch kommen sollte. Früh morgens am nächsten Tage kam die Nachricht von Plum Coulee von dem Tode des schon lange bekannten Warenhändlers David Peters. Wie gesagt wird, hat Peters durch Spekulation alles verloren. Der Herr tröste die Schwerbetroffenen mit himmlischen Trost! Dieses wurde am Montag bekannt, und am selben Abend, als wir noch mehrere Predigerbrüder mit nach Altona nahmen, wo eine Abendversammlung stattfinden sollte, wurde Lehrer David Töws von Rosthern telegraphisch heimgerufen, denn seine Schwiegermutter, die Schwester des Aeltesten Regehr sei aus dem Leben geschieden. Und diese Brüder mußten heim eilen.

An demselben Tage war der einzige Sohn der Schwester David Klassen, Altona, ein Jüngling von etwas über 18 Jahren, nach einem längern, schweren Lungenleiden heimgerufen, und wie wir hoffen, zur ewigen Ruhe eingegangen. Aber auch dies war noch nicht der letzte Tropfen aus dem Trübsalsbecher, der uns alle mehr oder weniger betrifft: Den 17. erreichte uns die Nachricht, daß der Nachbar des obenerwähnten Peters von Plum Coulee, ein englischer Mann, sein Leben durch unmäßiges Trinken eingebüßt habe. Wie traurig und wie schrecklich! Wer hätte sich in den Sinn kommen lassen, daß in vier Tagen eine Reihe solcher Begebenheiten vorkommen würden oder könnten, und wer weiß, was die Zukunft noch für uns in sich birgt? Dem Herrn sei Dank, daß dieselbe für uns verborgen ist, und daß wir um so fester auf sein Wort merken und uns im Glauben an ihn klammern. Und das Wort des Herrn, welches er zu seinen Jüngern sprach, ist auch heute noch so not als damals: Was ich aber euch sage, das sage ich Allen: Wachet! denn

wir wissen weder Zeit noch Stunde, in welcher unser Herr kommt. O, möchten wir doch alle zu jeder Zeit uns fest halten im Glauben an Jesum, der der alleinige Retter ist, der uns vom Tode und von der Hölle erretten kann! Das gebe Gott aus Gnaden!

Die Witterung ist seit einigen Wochen regnerisch und kühl, und das Getreide, welches im Juni zu versengen schien, hat wieder neue Lebenskraft erhalten. Dem Herrn sei Dank dafür! Aber strichweise hat der Hagel alles total niedergeschlagen. Mit der Heuernte ist des Wetters halber nicht viel zu beginnen und wir haben um so besser Zeit, die Konferenzgäste aufzunehmen, und uns von den auswärtigen Predigerbrüdern auch noch nachträglich mit dem Worte Gottes dienen zu lassen, welches wir denn auch nicht versäumen.

Am Abend des 15. dienten Br. Töws, Rosthern, und Br. Galle, ein junger Evangelist, der im Nordwesten arbeiten wird, mit dem Wort, und den 17. abends hielten die Brüder C. C. Enns und David Epp, beide aus der Rosenorter Gemeinde, hier Gottesdienst, und wir danken nächst Gott den lieben Brüdern für ihr gütiges Entgegenkommen.

Uns allen Gottes reichen Segen und Beistand wünscht

Maria Epp.

Saskatchewan.

Herbert, Sask., den 12. Juli 1912. Liebe Leser!

Ich will heute die Farmergeschichte mehr ruhen lassen und etwas für die Rundschau schreiben.

Von der Heimsuchung unserer Provinzstadt Regina werden die meisten Leser schon gehört haben. Diese Stadt ist ungefähr 120 Meilen von Herbert entfernt. Ein Cyclon sauste mit seiner entsetzlichen elektrischen Gewalt durch das Geschäftsviertel der Stadt und räumte alles, was ihm in den Weg kam, bis auf den Grund auf, und wenn es massive Bauwerke waren von fünf Stockwerke hoch; ja, Elevators — Getreidemagazin — und viele andere Gebäude sind zerrieben, und so wie jemand sagte, zu Streichhölzer. Von 30 bis 40 Menschenleben hat es gekostet, doch sollen noch einige fehlen und später werden vielleicht noch einige mehr angegeben werden kennen. 200 Menschen sind verletzt worden. Der Schaden wird auf sieben bis acht hunderttausend Dollars berechnet.

Das ist eine Begebenheit, wovon Canada bis jetzt noch nichts zu sagen wußte. Soeben lasen wir von der Katastrophe mit dem Riesendampfer und heute schaut man auf die Trümmer Reginas. Gott, der Allmächtige redet! Möchte der Herr unserem Lande ferner gnädig sein!

Nachdem unsere Konferenzgäste alle weg sind, ist ein jeder wieder bei seiner Hantierung: Bauen, Pflügen, usw. Wir danken auch noch für den Besuch, den wir persönlich hatten. Br. Peter Heppner, nur mutig! Diejenigen, die uns noch besuchen wollten, es aber des Regens halber nicht tun konnten, müssen wir diesmal denn entschuldigen; doch ist es uns schade.

Ob Joh. Giesbrechts sich bei Aberdeen schon bürgerlich eingerichtet haben? Es ist hier heute noch so regnerisch, als es war, als ihr hier bei uns waret; ja, es ist zu naß, mit dem Engine — Dampf- oder Motorpflug — zu pflügen.

Die Menn. Brüdergemeinde gründete eine deutsche Bibelschule in Herbert. Es gibt schon für diesen Winter eine Gelegenheit, deutschen Unterricht zu genießen, sowohl für solche, die noch nicht weit, als auch für die, die schon mehr vorgeschritten sind.

Ich erhielt einen Brief von Heinrich Friesen, Lehrer, Orenburg, der 16 Fragen in Bezug auf „Nach Amerika Reisen" enthielt. Ich suchte solche nach bestem Wissen und Können zu beantworten, doch habe ich bis heute noch nichts mehr von ihm erfahren. Wie ist's, seid ihr schon auf der Reise oder folgt bald ein Reisebericht. Heinrich, Lehrer fehlen hier sehr notwendig, deshalb nur ohne viel Fragen her! Auch Farmer, die es eben machen können und nicht durch Augenkrankheit und anderem verhindert werden, sollten ohne Weiteres nach Amerika kommen. Hier findet ein jeder sein eigen Stück Brot. Natürlich muß er arbeiten.

Ob Isaak und Anna Töws noch zum Winter kommen? Wie verlautet, soll hier ungefähr zwanzig Meilen von Herbert noch Randland von der Regierung aufgemacht werden für Heimstätten. Auch gibt es hier Gelegenheit, Farmen zu renten mit Vieh und Gerätschaft. Abraham Töws zieht zum Winter auch mit allem hierher in unsere Nachbarschaft. Er hat sich hier schon einen schönen Stall gebaut.

Schwager Daniel Neufeld kaufte kürzlich 13 Meilen nordwestlich von Herbert zwei Farmen Land zu 23 Dollars per Acre. Doch das Land ist hier sehr im Steigen. Es wird auch oft mit Land gehandelt. Auch Schreiber dieses würde eine Farm auf Hodgeville, die ihm von hier aus zu bearbeiten sehr ungelegen ist, verkaufen mit Wohnhaus, Stall, Fenz, auch 115 Acres Pflugland. Nachbar Jacob Thießen ließ 113 Acres aufbrechen mit dem Dampfpflug. Ja, viel Land ist in diesem Frühjahr aufgebrochen worden, sodaß wohl bald die Heimstätten von Herbert unter Kultur gebracht sind. Machet die Erde untertan! usw. Doch kann es wohl auch oft heißen: Die Erde hat uns schon untertänig gemacht. Nun, wir wollen es uns merken.

Nebst Gruß,

Jacob J. Töws.

Saskatchewan

Langham, Sask., Can., den 16. Juli 1912. Friede zuvor an alle werte Leser des Blattes und an den Editor und seine Familie!

Weil wir in einer bewegten Zeit leben und mehr die Arbeitszeit eintritt und die Korrespondenzen von Langham spärlich einkommen, so bin ich in fester Zuversicht, daß der liebe Editor meinen Bericht wird aufnehmen können.

Letzten Sonntag hatten wir ein Kinder- und Missionsfest zusammen, welches auch recht segenbringend war. Und weil Schwester Jakob Lepp am 13. morgens gestorben war, und sie Dienstag, den 16., dem Schoße der Erde übergeben werden sollte, wo sie ruhen wird bis zum großen Auferstehungsmorgen, wenn alle, die in der Erde ruhen, hervorgehen werden, laut Offenb. 20, 6.

Unser heutiger Gottesdienst wurde von vier Brüdern geleitet. Erst sprach C. R. Hiebert über 2. Cor. 5 von dem Bau dieses Leibes, dann sprach B. D. Klaasen von Borden über Offenb. 21, 1 und ferner, wie es einmal sein wird, von der neuen Erde und von der Hölle, wenn der Mensch von Gott nicht aufgenommen, sondern vielmehr verstoßen wird.

Dann sang der Chor ein passendes Lied, worauf Br. Jakob B. Wiens, welcher letztes Jahr von Rußland kam, über 2. Sam. 19, 18 sprach. Er wandte die Fähre auf Christum an, der uns über den Todesjordan bringe, und er selbst die Fähre sei, und noch, wie ers mache. Dann sang wieder der Chor.

B. D. Dück machte noch Schlußbemerkungen. Er sagte noch das Lied vor: „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren," und las noch 1. Tim. 6, 7. 8. Nach dem Gebet sangen etliche Geschwister noch ein paar Abschiedslieder und die Leiche wurde zu ihrer Ruhe gebettet. Sie war eine Maria, geb. Sperling von Mountain Lake, Minn. Sie ist krank gewesen 7 und einhalb Monate, alt geworden 38 Jahre, 6 Monate und 21 Tage. Kinder hat sie 8, wovon nur vier leben. So steht jetzt der liebe Bruder da und zwei der Kinder von seiner ersten Frau sind bei ihm.

Mit der Ernte sieht es ganz schön aus, weil es nach aller Dürre und der heißen Zeit schön geregnet hat, so schauen wir frohen Blickes in die Zukunft.

Noch einen herzlichen Gruß an unsere Geschwister in Rußland. Wollt ihr nicht mehr schreiben?

Peter Mandtler.

Rußland.

Liebenau, den 20. Juni 1912. Einen Gruß an den lieben Editor und an alle Rundschauleser! Da ich auch schon mehrere Jahre durch Vermittlung meiner Geschwister Joh. Peters ein Leser der Rundschau bin und hin und wieder etwas von meinen Freunden und Bekannten darin finde, so will ich auch wieder einen kleinen Bericht einsenden. Will gleich anfangen, etwas von hier zu berichten. Der Tod hat auch hier wieder geerntet. Den 1. Juni starb unser Nachbar Peter Franz. Er wurde den 3. Juni begraben. Die Leichenrede hielt Aeltester Heinrich Peters und Prediger Peter Peters, Oekonom von der Forstei. Er war zur Abgeordneten - Versammlung hier.

Den 12. Juni waren wir in Alexandertal zur Begräbnisfeier unseres Onkels Jakob Sudermann. Er war alt geworden 81 Jahre und 4 Tage. Vetter August Strauß und Aeltester Epp hielten dringende Reden. Aeltester Epp hatte die Worte Pauli zum

Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft", usw.; er sagte: Dieser alte Bruder konnte das in Wahrheit sagen. Wir hatten einen gesegneten Tag, wozu aber auch der Alexandertaler Sängerchor das Seine beitrug.

Den 3. Mai waren wir bei Joh. Sudermanns zur Hochzeitsfeier ihrer jüngsten Tochter. Da war der liebe Onkel noch gesund. Beim Abschied sagte er, wenn ich noch wieder an die Rundschau schreiben würde, sollte ich an seinen Jugendfreund Peter Fast, Reedley, Calif., einen Gruß bestellen.

Den 15. Juni war hier wieder im Dorf Begräbnis. Peter Voth, 33 Jahre alt, hinterläßt Frau und vier unmündige Kinder. Leichenrede hielt Aeltester Heinrich Peters und Prediger Bernhard Wiens, Schönsee. Auf dem Krankenbett oder wohl Sterbebett liegt hier auch der alte 96jährige Aelteste Bernhard Peters. Auch der alte Bernhard Fast liegt schwer krank. Sie feierten den 19. Juni noch im Kreise ihrer Familie ihre goldene Hochzeit.

Lieber Vetter Heinrich Gäde, Nebraska, du frägst, ob ich deiner schon vergessen? Das nicht, aber mit Abraham und Jakob habe ich vielmehr verkehrt, weil die zuhause waren. Nur von Jakob lese ich nichts in der Rundschau. Ob dein Freund Johann Regehr noch lebt, weiß ich nicht.

Nun, lieber Neffe Abram Franz, Henderson, eure beiden Jungen sind glücklich und unbeschädigt hier angekommen. Herzliches Dankeschön. Wenn's möglich ist, kommt selber auch, uns könnt ihr ja bei den Eltern besuchen.

Liebe Geschwister Peter und Heinrich, euch werde ich noch brieflich besuchen.

Euch Gottes Gnade wünschend,

H. u. Kat. Gäde.

Westwärts!

In der Rotunde des Kapitols in Washington hängt ein Bild des deutschen Malers Leutze mit der Inschrift: Westward ho! Es stellt den Rastplatz einer westlich ziehenden Familie dar; neben dem „Prärieschooner" sind die Frauen mit der Bereitung des Abendbrotes beschäftigt; die Männer stehen auf einem Felsvorsprung und blicken nach Westen über die sich weit ausdehnenden Prärien. Das gelobte Land ist erreicht! Diesem Zuge nach Westen sind neben den alteingesessenen Familien der Neuengland- und Oststaaten Tausende von Einwanderern, die eben übers Meer kamen, gefolgt und die grünen Prärien mußten bald dem Gold der Aehrenfelder weichen. Neben diesem lockte dann auch Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das gelbe Metall die Glücksjäger westlich und Horace Greeley verlieh dieser das ganze Volk durchdringenden Wanderlust in den bekannten Worten Ausdruck: „Go west, young man, and grow up with the country! (Gehe nach dem Westen, junger Mann, und wachse auf mit der Gegend!)

Der Rat ist in einer Weise befolgt worden, daß die sogenannte Völkerwanderung gegen Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu einer kleinen Reisegesellschaft, die Anzahl der Teilnehmenden betreffend, zusammenschmilzt. Die volle Bedeutung dieses „Westward ho," der Besiedlung Nordamerikas zwischen dem östlichen Gebirge und der Küste des Stillen Ozeans für die Geschichte unseres Landes und für die ganze Menschheit können wir heute kaum ahnen, am allerwenigsten in ihren weitgehenden Folgen voraussagen oder überblicken. Er ist noch jung, der Uncle Sam, kaum erst aus den Flegeljahren entwachsen; aber trotz aller Windbeuteleien, die in seinem Namen und in seiner Domäne verübt werden, ist er doch heute schon ein Riese, der manches Problem zum Wohle der Menschheit gelöst hat, getreu dem ersten Satze der Unabhängigkeitserklärung, daß jeder Mensch ein Anrecht auf Glück hat. Dieser Satz hat stets, wenn mitunter auch verdunkelt, als Leitstern der Politik unseres Landes den Weg gezeigt. In diesem Sinne wurde auch das Wort: Eine Farm für jeden Bürger! gesprochen u. durch das Heimatstättengesetz in die Tat umgesetzt. Eine ähnliche großzügige Freigebigkeit wurde bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts noch in keinem Lande geübt. Seitdem haben aber unsere nördlichen Nachbarn, südamerikanische Republiken und auch europäische Monarchien in ihren Kolonien ähnliche Gesetze erlassen. Wohl wenige der Leute, die sich von Uncle Sam eine Heimstätte schenken ließen und dadurch zu Wohlstand gelangt sind, kennen den Namen des Mannes, der jenes Gesetz verfaßte und zur Annahme brachte. Es war der Repräsentant Galusha Grow von Ohio, der im Jahre 1954 das Heimstättegesetz dem Kongreß in Washington vorlegte. Er hat mehr fur unser Land getan als mancher, dessen Name hell in der Geschichte dieses Landes leuchtet. Ehre seinem Andenken!

Das Gesetz haben sich so viele zunutze gemacht, daß gutes Heimstätteland bald vergeben war. So konnte dann der Ackerbauminister unter Präsident Cleveland, Sterling Morton, vor zwanzig Jahren das Wort Horace Greeleys dahin abändern, daß er den Landsuchenden sagte: Gehe nach dem Süden! Manche Umstände haben dahin gewirkt, daß dies beherzenswerte Wort überhört und bis jetzt ziemlich unbeachtet geblieben ist.

Vor allem haben die großen Eisenbahngesellschaften des Westens durch geschickte und laute Reklame ihrer Ländereien dem Süden gegenüber einen gewaltigen Vorsprung abgewonnen und noch heute übt das Wort „Nach Westen!" einen eigenartigen Zauber auf den Landsucher aus.

Der alte Ruf erklingt jetzt nach 50 Jahren zum zweiten Male. Die Romantic von damals ist heute aber verschwunden. Statt mit dem „Prairieschooner", unter häufigen Kämpfen mit Indianern fährt der Landsucher im Schlafwagen auf der Eisenbahn in soviel Tagen, wie es früher Monate erforderte, seinem Ziele zu. Auch gilt der Ruf nicht mehr den Heimstätten; wohl gibt es deren noch und ist die Bewerbung eines vollen Besitztitels solcher Farmen bedeutend durch den letzten Kongreß erleichtert, indem der Ansiedler schon nach drei Jahren das Land zu eigen erhält und jährlich fünf Monate von demselben abwesend sein darf. Der Ruf „Gehe westwärts, junger Mann!" soll heute die heranwachsende Generation auf künstliche Bewässerung der früheren Wüste abgewonnenen Ländereien aufmerksam machen. Es wird alles versucht, um den Zug vom Lande in die Stadt zum Stillstand zu bringen und einen Gegenzug von der Stadt aufs Land in die Wege zu leiten. Unsere Stadtbevölkerung ist in den letzten zehn Jahren um 34 Prozent, die Landbevölkerung nur um 11 Prozent gewachsen. Geht das in den nächsten Dezennien in demselben Verhältnis weiter, so müssen unhaltbare Zustände eintreten, die Umwälzungen herbeiführen, deren Wirkungen und Ziele heute unübersehbar sind. — Wünschenswert ist es, daß unsere Jugend in denGroßstädten dem Rufe „Aufs Land!" folgen möchte.

Schon früher wurde eingehend auf die Arbeiten unserer Regierung hingewiesen, die durch künstliche Bewässerung einen Teil der Oedländereien des Westens in fruchtbares Ackerland verwandeln sollen. Es sind dies Arbeiten, die in ihrem Gesamtumfange den Bau des Panamakanals weit in den Schatten stellen. Es sollen hier Kanäle gebaut werden, die zusammen eine Länge von Tausenden von Meilen haben; Stauwerke und Talsperren sind bereits gebaut, die dem Gatundamme in Panama ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Das bewässerte Land wird nicht unter dem Heimstättegesetz an Ansiedler vergeben. Es wird in kleinen Parzellen von vierzig Acres zu einem Preise von 30 Dollars und mehr pro Acres verkauft. Ein Teil der Kaufsumme muß bar, der Rest in jährlichen Abzahlungen bezahlt werden. Das in dieser Weise erlangte Geld wird zum Bau weiterer Bewässerungsanlagen verwendet. Die Aufteilung des Landes in verhältnismäßig kleine Farmen, hat seinen guten Grund; ein Mann oder eine Familie kann nicht mehr als vierzig Acres unter künstlicher Bewässerung bewirtschaften. Dann liegen diese Ländereien in Gegenden, die sich wohl zum Getreide- und Grasbau, vor allem aber zu Obst- und Gemüsezucht eignen. Ein Obstgarten von 6 bis 10 Acres bringt Einnahmen, wie solche von Getreidefarmen von 160 bis 200 Acres selten erlangt werden. Außerdem sind die Betriebskosten der Obstfarm verschwindend klein gegenüber dem Betriebe einer Farm mit Getreidebau und Viehzucht. Dürften wir einen Wunsch bei der Besiedlung dieser neuen Ländereien aussprechen, so wäre es der, daß diese Farmer sich in Dörfern, und nicht jeder auf seinen 40 Acres ansiedeln möchten. Die Mißstände des Zusammenwohnens in größeren Gemeinschaften sind uns wohl bekannt; ich glaube aber, daß die Ansiedlungen in Dörfern das beste Mittel ist, der Landflucht zu steuern und dem Farmer von der Schule der Kinder bis zum geselligen Verkehr der Familie solche Vorteile bietet, daß die Nachteile des Zusammenwohnens in Gemeinden zurückstehen.

Wer die Steigerung der Landpreise in jenen Gegenden kennt und weiß, daß Land, welches vor zehn, ja vor fünf Jahren 100

Dollars per Acre kostete, heute Tausende wert ist, wird auch eine gleiche Wertsteigerung der jetzt zum Verkaufe ausgebotenen künstlich bewässerten Ländern vorauszusehen.

Also: Go west, young man, and grow up with the country! Den Wegweiser zu jenen Ländereien und jede gewünschte Auskunft erteilt das Reklamation Bureau in Washington, D. C.

—D. Haus- u. Bfrd.

Die Todeswürfel.

Im königlichen Museum zu Berlin werden zwei gewöhnliche Würfel, wie man sie zum Spielen gebraucht, aufbewahrt; sie sind schon weit über zweihundert Jahre alt und bekannt unter dem Namen „die Todeswürfel." Es knüpft sich daran die Erinnerung an folgende Begebenheit:

Unter der Regierung des großen Kurfürsten Friedrich ereignete sich ein Mord, der großes Aufsehen und allgemeinen Unwillen erregte. — Die junge schöne Tochter des geachteten Waffenschmiedes Walther wurde eines Abends vermißt, und erst nach langem Suchen entseelt, in einer Ecke des Hofraumes versteckt, aufgefunden. Ein Dolchstich ins Herz hatte den Tod herbeigeführt. Wer aber war der Mörder, und aus welchem Grunde hatte er dem liebenswürdigen und sittsamen Mädchen den Todesstoß gegeben? — So fragte man sich allgemein.

Der Verdacht fiel auf zwei Soldaten, die als Wachtmeister in der königlichen Garde dienten; denn beide waren an jenem Abend in Gesellschaft der Ermordeten gesehen worden. Der eine, Alfred mit Namen, hatte einige Zeit am Stadtbrunnen mit ihr gesprochen; der andere, Ralph, hatte vor ihrer Haustüre etliche Worte mit ihr gewechselt. Die beiden wurden in Haft gebracht und streng verhört, aber keiner wollte die Tat begangen haben. Jeder behauptete seine Unschuld. Trotzdem wurde es immer wahrscheinlicher, daß nur einer von diesen der Mörder sein könne und zwar wurde allgemein Ralph dafür gehalten, weil er als wilder jähzorniger Bursche bekannt war und sein Benehmen vor Gericht gegen ihn sprach — allein beweisen konnte man ihm nichts, im Gegenteil brachte er Verdachtsgründe gegen Alfred vor. Selbst die Folter konnte kein Geständnis bewirken.

Um nun doch die erfolglose Untersuchung zu einem Abschluß zu bringen, befahl Kurfürst Friedrich, daß die Entscheidung über Schuld und Unschuld einem Gottesurteil unterstellt werden sollte. Gottesurteile sind ein aus dem Heidentum stammendes und in früheren Zeiten auch im christlichen Deutschland vielfach angewendetes Beweismittel. In schwierigen Fällen nämlich, wo man glaubte, die Wahrheit nicht auf gewöhnlichem Wege durch den menschlichen Richter ermitteln zu können, rief man Gott, der allein die Wahrheit kannte und urteilen konnte, zum Richter an. Es wurden unter Beobachtung bestimmter Formen und Gebräuche gewisse Proben angestellt, an welchen man meinte, eine Kundgebung Gottes erwarten zu dürfen; so die Feuerprobe, der gerichtliche Zweikampf, das gerichtliche Los und anderes mehr. Durch ein solches Gottesurteil nun sollte der Mörder des Mädchens bezeichnet werden, und zwar wurde bestimmt, daß die beiden Angeschuldigten um Leben und Tod würfeln sollten. Derjenige, der die kleinere Zahl von Augen werfen würde, sollte als der Schuldige angenommen und mit dem Tod bestraft werden.

Der Kurfürst mit seinen Hofbeamten, die Vertreter der obersten Gerichtsbarkeit, die Geistlichen u. andere Würdenträger erschienen in ihrer Amtstracht zu dieser ernsten Handlung. Auch der schwergeprüfte Vater Walther mußte sich einfinden. Den beiden Angeklagten wurde feierlich eröffnet, um was es sich handle, und unter Gebet Gott zum Richter angerufen. In der Mitte der im Kreise herumstehenden hohen Beamten befand sich eine schwarz verhängte Trommel, und darauf lagen die zwei verhängnisvollen Würfel. Ralph sollte den ersten Wurf tun. Eine große Gleichgiltigkeit zur Schau tragend, mit den Worten: „Gespielt habe ich oft in meinem Leben, aber noch nie um so hohen Einsatz; Glück habe ich fast immer gehabt, es wird mir wohl auch heute nicht fehlen!" ließ er die Würfel fallen. Ein triumphierendes Lächeln malte sich auf seinem frechen Gesicht. Verwunderung und Erschrockenheit zeigten die Umstehenden, — denn 12 Augen, die höchstmögliche Zahl lag oben, und es war somit anzunehmen, daß Alfred, der allgemeines Mitleid erregte, der Verurteilte sei. Dieser trat denn auch gesenkten Hauptes heran und sprach: „Mir kann nur noch eine kleinere Zahl und damit das Henkerbeil zuteil werden. Ich fürchte den Tod nicht, ich habe ihm schon mehrmals und zuletzt noch in der heißen Schlacht bei Fehrbellin fest ins Angesicht geschaut; ich fürchte mich auch nicht, vor Gottes Tron zu erscheinen, denn ich bin unschuldig, wohl aber schmerzt es mich, daß mein Name und mein Tod mit Schande beladen werden! Aber das erflehe ich, und darauf vertraue ich, daß der gerechte Richter im Himmel, wenn er mich den Tod erleiden läßt und dem Mörder noch Zeit zur Buße schenkt, meine Unschuld an den Tag bringen wird. Sein Wille geschehe!" Im Innersten erregt, warf er die Würfel mit Macht auf die Trommel, daß sie dumpf erklang. Mit Spannung blickten alle hin, und was sahen sie? — Der eine der Würfel war entzwei gespalten, der eine Teil zeigte eins, der andere sechs, und der ganze Würfel sechs, also im ganzen 13 Punkte.

Ein allgemeines Erstaunen erfaßte die Anwesenden, dieses Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als man Ralph wie vom Blitz getroffen in die Knie sinken und starren Auges gen Himmel blicken sah, und totenstill wurde es, als er mit hohler Stimme zu reden begann: „Was ich bisher als Torheit verlacht und verspottet habe, drängt sich mir jetzt mit furchtbar überzeugender Gewalt auf: es gibt einen gerechten Gott im Himmel, er straft den Missetäter, und vor ihm verbirgt sich niemand. Ja, ich bin der Mörder der Tochter dieses Mannes. Als sie an jenem Abend meine Bitte, mir die Hand zu schenken, kalt abwies mit dem Bemerken, daß sie mit Alfred verlobt sei, da faßte mich plötzlich ein wilder Haß und Zorn und meine Hand griff zum Dolch." Dann trat er zu dem erschütterten Vater und bat ihn inständig um Verzeihung und zu dem in Sinnen verlorenen Alfred sprach er: „Du hast nicht vergeblich auf Gott vertraut, seine Hand hat dich beschützt," und an die Geistlichen sich wendend, fuhr er fort: „Ich wage nicht, mit meinem Gebet vor Gott zu treten, bittet ihr für mich, daß er mir gnädig sei."

Tiefbewegt ging die Versammlung auseinander. In aller Herzen stand geschrieben: „Gott ist gerecht in allen seinen Wegen."

Zur Erinnerung an diesen Tag und seine ernste und doch wieder tröstliche Lehre werden jene Todeswürfel aufbewahrt.

Was Edison in Deutschland lernte.

Als der Erfinder Thomas A. Edison im vorigen Jahre nach seinem Besuche in Deutschland die Rückreise nach den Vereinigten Staaten angetreten hatte, hieß es, wurde aber schnell widerrufen, er habe ein recht ungünstiges Urteil über deutsche Industrie und deutsche Technik gefällt. Edison hat sich nun jüngst in einer längeren Unterredung gerade über deutsche Technik und Industrie im entgegengesetzten Sinne geäußert. Einem Mitarbeiter der „Factory" gegenüber hat er Deutschland geradezu als vorbildlich hingestellt. Die Deutschen, sagte er, sind als Erfinder und Fabrikanten obenan, wie auf anderen Gebieten auch. „Wir," so drückte er sich humoristisch aus, „gehen mit einem frischen Hurrah an die Arbeit, während der ernhafte Deutsche alles sorgfältig durchdenkt. Wir rahmen z. B. die Milch ab. Das tut der Deutsche auch — und dann macht er ein Riesengeschäft mit dem, was von der Milch übrig bleibt." In deutschen Fabriken, meinte Edison ganz allgemein, ist man überall schöpferisch tätig, was in den Vereinigten Staaten nicht der Fall ist.

Als besonders schlagendes Beispiel führte er die große badische Anilinfabrik an. Ueber 200 Chemiker, sagte er, seien dort ständig an der Arbeit, neue Handelsprodukte ausfindig zu machen. Die sorgsame Art, mit der dort therapeuthische Waren hergestellt werden, könne jedem amerikanischen Fabrikanten nur als Vorbild hingestellt werden.

„Bei uns," sagte Edison weiter, „stellt man nur naheliegende Erzeugnisse her, die schnell und bequem gewonnen werden können, und den Abfall werfen wir weg, sodaß wir Nebenprodukte verlieren, einfach, weil wir es nicht der Mühe wert halten, über ein Verfahren nachzudenken, das sie ausnutzen könnte. Die Deutschen aber haben bewiesen, daß sich das wohl der Mühe lohnt und daß man auf seine Kosten kommt, wenn man sich in die Einzelheiten vertieft. Auf solcher Untersuchungsarbeit beruhen in Deutschland große Industrien. Alle Produkte des Kohlenteers, eine große Anzahl

von Chemikalien, Anilinfarben, Benzol- u. Kreosotverbindungen haben deutsche Fabrikanten erst gewonnen, nachdem jahrelange Versuche angestellt worden waren. Die gleiche Politik, die gleiche sorgfältige Untersuchung zur Ausnutzung der Nebenprodukte findet sich in allen deutschen Industrien. Man gehe demgegenüber in unsere Kohlendistrikte oder irgend eine Gasanstalt: da wirft man Stoffe weg, die der Deutsche in wertvolle Waren umwandeln würde. Nur vereinzelt findet man bei uns eine Fabrik, in der solche Untersuchungen ausgeführt werden wie in Deutschland."

Nächst dem Suchen nach neuen Verwendungsmöglichkeiten, welche die Amerikaner von den Deutschen lernen könnten, stellte Edison die Sorgfältigkeit als vorbildlich hin, mit der die deutsche Technik arbeitet. Der deutsche Fabrikant ist nicht stolz darauf, das größte, schwerste oder noch nie erreichte Ding hergestellt zu haben, sondern sein Stolz liegt in guter Ware. In einer deutschen Werkstatt habe ich z. B. Gußwaren gesehen, die für die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten bestimmt waren. Sie waren wundervoll glatt und frei von Blasen. Ich mußte daran denken, wie viele von den feineren Gußstücken für Automobile und ähnliche Waren aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten geschickt werden. In Amerika hat man bei solchen Waren immer außerordentlich viel Abfall, weil das Gießen so schlecht ausgeführt wird, daß ein großer Bruchteil der Gußstücke weggeworfen werden muß. Wir führen solche Arbeiten regellos aus. In Deutschland sieht man nicht dergleichen. Die Arbeit wird mit dem Gehirn ausgeführt, mit dem Gehirn, das seine Freude daran hat, gut gelungene Dinge herzustellen. Mangel an dieser Sorgfalt verursacht bei uns Verschwendung. Analytische Untersuchungen werden nicht ausgeführt, und man trachtet in der Fabrikation nur nach rascher und massenhafter Herstellung, während das Wissenschaftliche, technische Geschicklichkeit u. Untersuchungen als Dinge betrachtet werden, die in ein anderes Gebiet gehören. In Deutschland sind alle diese Dinge unauflöslich ineinander verwoben."

Auch den Grund hierfür wußte Edison anzugeben: Die amerikanischen Fabrikanten sind nur so von ihren großzügigen Ideen erfüllt, daß alles andere dahinter zurückstehen muß.

—Der Nordwesten.

Zur französischen Revolution.

Es war zur Zeit der französischen Revolution, im Jahre 1793. Der König und die Königin von Frankreich hatten ihr Leben auf dem Schaffot durch des Henkers Hand verloren, Prinzen und Prinzessinen, Fürsten und Adelige waren ihnen auf der blutigen Bahn des Todes gefolgt, und noch war der Blutdurst des entmenschten Volkes nicht gestillt. Jeder, der höher oder gerechter dachte als die rohe Menge, ward in den Klagestand versetzt und gerichtet: Beamte, Geistliche und Gelehrte, sie mußten alle auf das Blutgerüst steigen, dessen bluttränktes Werkzeug zahllose Opfer dem Tode überlieferte.

Es war zu Ende des Jahres, in der Dämmerstunde eines kalten Dezembertages, als eine zahlreiche Schaar Verurteilter in den düstern Hallen ihres Gefängnisses mit verzweiflungsvollem Entsetzen der Todesstunde entgegensah. Man zitterte und erbebte, so oft sich ein Geräusch an der Tür und an den Eisenstangen der Fensteröffnungen vernehmen ließ, denn man erwartete in jedem Laute den Henker. Nur ein Mann stand unter der Menge, ein würdiger Geistlicher, der Abbe Sicard, der kannte keine Furcht und auch kein Klagen und ließ nicht ab, die Klagenden zu ermutigen und zu trösten.

Und sie umstanden ihn auch jetzt in der trüben Dämmerstunde, lauschten seinen Worten und ließen sich von ihm die Gedanken aus der Zeit in die nahe Ewigkeit führen. Da plötzlich unterbrach ein lautes Lärmen die fromme Rede; Karren rasselten auf dem Gepflaster einher, von wildausgestoßenen Flüchen widerhallte der Vorhof, Schlüssel klirrten am eisernen Bunde und jetzt stieß eine nervige Hand die eisenbeschlagene Tür des Gefängnisses auf. Die Gefangenen erbleichten. Ein Nationalgardist erschien, blieb am Eingang der Tür stehen, zog seine Totenliste hervor und rief laut die Namen der zum Schaffot Bestimmten durch den düstern Raum.

Beinahe war der Mann mit seiner Totenliste fertig, da buchstabierte er noch an einem Namen und „Abbe Sicard" dröhnte es jetzt von seinen Lippen durch den Raum. Alles erbebte. Wie? Er, der Mutige und Starke, dessen freudiger Glaube ihnen den Pfad des Todes beleuchten sollte, er mußte schon jetzt von ihnen gehen? Sie drängten sich an ihn heran, als ob sie es vermöchten, ihn zurückzuhalten. Aber er riß sich los und ging mutig seinem Henker entgegen. Dieser besah sich sein letztes Opfer, konnte sich aber dabei eines Lächeln nicht erwehren.

Was kein anderer, was der fromme Mann selbst nicht in der Nähe der Todesstunden gewahrte, entging dem Blick des Gardisten nicht. Er deutete lächelnd auf des Abbes Füße. Dieser bemerkte nun, daß er an einem Fuß keinen Schuh hatte. „Erlaubt, daß ich mir den Stiefel hole," bat er gelassen den Mann. Dieser willigte ein. Abbe suchte nach seinem in dem Gedränge verlorenen Stiefel. Doch, ob er auch noch so eifrig sich bemühte, und ein jeder mit ihm suchte, der Stiefel blieb verloren. Ungeduldig zog der Henker die Uhr: „Bleibt!" rief er mit rauher Stimme dem Geistlichen zu; „sucht euren Stiefel und bleibt, bis ich wiederkomme."

Unter diesen Worten zog er mit seinen Opfern ab, aber in das Gefängnis kam er niemals wieder. Es ward ihm ein anderer Posten übergeben und sein Nachfolger wußte nichts von dem Abbe. So blieb dieser Mann, ob auch täglich neue Gefangene ab- und zugeführt wurden, unbeachtet von den Henkern, mahnend und tröstend in dem Gefängnisse. Als man die letzten Gefangenen um ihn her zum Richtplatz führte und die Schreckensherrschaft ihr Ende nahm, da ging er frei aus dem Kerker hervor, um durch sein ganzes Leben Zeugnis abzulegen von der Fügung Gottes, der die Seinen, wenn es sein heiliger Wille ist, durch Schrekken und Angst aus dem Gefängnisse zur Freiheit und aus der Nacht des Todes zum Leben führt. —Der Bote aus Beth.

Tiere als Verbrechergehilfen.

In einer stürmischen Januarnacht wurde der Inhaber einer in einer südlichen Vorstadt Londons gelegenen Wohnung durch seine Alarmglocke aus tiefem Schlaf aufgeschreckt. Rasch ergriff er seinen Revolver und eilte in sein Speisezimmer, wo er zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Foxterrier fand, der auf im Zimmer herumhuschenden Mäusen Jagd machte. Der Hund gehörte ihm nicht, und er fragte sich verwundert, wo er wohl, ebenso wie die Mäuse, hergekommen sein möchten, bis sein Blick auf ein Fenster fiel, das eingedrückt war.

Ein Schutzmann, den er herbeirief, klärte das Geheimnis auf. „Das ist ein alter Kniff, meinte lachend der Beamte. „Vermutet ein Dieb Alarmglocken, so läßt er ein paar Mäuse durchs Fenster und hinter ihnen einen Hund. Die zeigen ihm bald, ob die Klingel funktioniert, und wenn sie es tut, dann nimmt er Reißaus." —

Ein älterer Herr in Paris war auf dem Wege nach seiner Wohnung, als ein großer Bullenbeißer auf ihn zukam und ihn umrannte. Sofort eilte ein elegant gekleideter Herr herbei, bat mit vielen Worten wegen des Ungestüms seines Hundes um Entschuldigung und war dem alten Herrn beim Aufstehen behilflich. Erst als der Hund und sein Herr ihm schon lange aus den Augen waren, bemerkte das unglückliche Opfer, daß ihm Uhr und Kette und alle Wertsachen, die er bei sich führte, abhanden gekommen waren. —

Ein Juwelier in Budapest hatte aus Amsterdam auf Bestellung eines Kunden zwei prachtvolle Diamanten, von denen jeder einen Wert von zehntausend Mark hatte, kommen lassen. Er war gerade damit beschäftigt, sie sich in seinem Privatkontor näher anzusehen, als ein Kunde nach ihm verlangte.

Der Juwelier ließ die Steine auf dem Tisch liegen und trat in den Laden, um den Kunden zu bedienen. Als er nach ein paar Minuten in sein Kontor zurückkehrte, waren die Diamanten verschwunden. Sofort sandte er nach der Polizei. Ehe diese aber erschien, fand er unter dem Tische einen kleinen Hund. Nachdem der Kriminal-Beamte vergeblich das Zimmer nach den Steinen durchsucht hatte, erklärte er, der Hund müsse sie verschluckt haben. Das Tier wurde getötet und in seinem Magen fanden sich in der Tat die fehlenden Diamanten. Sein Herr, der Kunde nämlich, wurde verhaftet, und gab auch schließlich zu, daß er seinen Hund abgerichtet hatte, glänzende Gegenstände zu verschlucken.

H. u. Bauernfrd.

Erzählung.

Der Krüppel von Nürnberg

Von Felicia Buttz Clark.

In freier Bearbeitung von Friedr. Munz.

(Fortsetzung.)

Auch der Herzog von Alba sah das Mordinstrument, als er durchs Fenster in den Hof blickte und seine Gedanken weilten wiederum in den Orangengärten Andalusiens und bei seinen zwei Söhnen. Mit Gewalt mußte er das Bild aus seinem Innern verscheuchen.

„Ist der Gefangene von irgend jemand besucht worden?" frug der Priester, als er seinem Führer durch die Dunkelheit folgte, welche die Fackel düster erhellte.

„Ich habe um Mitternacht jemanden das Tor geöffnet, Ehrwürden." Der Soldat gähnte schlaftrunken. Es war eine lange, fröstelnde Nacht gewesen, um auf Wache zu stehen. Er drehte den großen Schlüssel, öffnete die Türe und der Priester trat ein. Es war stille in der Zelle. Auf der steinernen Bank saß eine Figur gebeugt da, das Gesicht in die Hände vergraben. Vater Antonio schritt über das unebene Steinpflaster und berührte die Schulter der Gestalt. „Es ist immer noch Hoffnung vorhanden, mein Sohn," sagte er, „kehre in den Schoß der Kirche zurück, und ich verspreche Dir, daß die „Eiserne Jungfrau", die Deiner im Schloßhof wartet, in ihr Versteck zurückgebracht werden soll und du sollst zur Stunde ein freier Mann sein." Als er des Marterinstruments erwähnte, erzitterte die gebeugte Gestalt. Dann hob der Gefangene plötzlich seinen Kopf in die Höhe und blickte dem Priester voll ins Gesicht. Mit einem Ausruf des Erstaunens wich Vater Antonio einen Schritt zurück. „Orlando!" rief er, „Du hier! Und wo ist Ulrich von Reuß?"

„Ja, ich bin hier, Vater Antonio. Der Gefangene ist jetzt an einem Ort, wo ihn die Hand des Herzogs von Alba, wie ich hoffe, nicht mehr erreichen kann."

„Und Du warst das Werkzeug zu seiner Flucht? Du, der Sohn einer frommen Mutter, der Du die heilige Kirche als Deckmantel für Deine Ketzerei gebrauchtest, um Dich selbst zu schützen! Ich kenne Dich und habe Dich seit vielen Tagen durchschaut. Wie steht es mit jenem Pergamentband, den Du so sorgfältig vor aller Augen versteckt hieltest? Vor mir gibt es keine Geheimnisse!"

Orlando richtete sich auf und es schien dem Priester, als sei die sonst so kleine Gestalt über Nacht zu Mannesgröße herangewachsen, so würdevoll war seine Haltung. „Hier bin ich, macht mit mir, was Ihr wollt."

„Der Herzog von Alba soll entscheiden. Wir werden sehen, wen die „Eiserne Jungfrau" heute morgen umarmen wird. Voraussichtlich nicht den Sohn des Schloßhauptmanns, wohl aber eine Person von edlerem Blut. Könnte dein Großvater, Marchese del Principe, der Freund des heiligen Vaters, Deine schwarze Tat sehen, er würde sich im Grab umwenden. Ein Lächeln flog über des Krüppels Antlitz. Die Zeit der Furcht war vorüber. Mit einem Blick der zornigen Rache eilte der Priester hinweg zu den Gemächern des Herzogs.

„Der Herzog ging bereits auf das Schloß," sagte die Wache, und der Priester eilte wiederum zurück, um die Privatgemächer des Kaisers aufzusuchen. Er wußte wohl, welch Unwetter im Kommen war, sobald der Herzog die Nachricht empfangen würde, daß sein Gefangener dank der Hilfe eines schwachen Krüppels seine Flucht bewerkstelligt habe.

Orlando hatte sich wieder gesetzt, nachdem der Priester ihn verlassen hatte. Noch nie hatte er eine, solche Ruhe und solchen Frieden in seinem Herzen verspürt und noch nie war er dem Tode näher gewesen. Vom Herzog durfte er keine Vergebung erwarten und welche Stellung nun seine Mutter zu ihrem Sohne nehmen würde, war ihm keineswegs verborgen. Nur die unerwartete Gunst des Kaisers hatte die erstickte Mutterliebe wieder zur warmen Anhänglichkeit anfachen können. Wie konnte aber Orlando von Karl dem Fünften auf Gnade rechnen, da er das kaiserliche Vertrauen so schnöde mißbraucht hatte und den Gefangenen unter des Kaisers Namen entließ? Und doch, angesichts der drohenden Zukunft und möglicherweise des schrecklichen Todes, verspürte er, als ob eine starke, unsichtbare Hand ihn halte und beschütze. Es war, als ob der Heiland selbst ihm nahe sei und alle Furcht wich aus seinem Herzen. So dunkel die Zelle auch war, in seinem Herzen wohnte lichter Sonnenschein.

Langsam schlich die Zeit dahin. Da öffnete sich die Türe und vier Soldaten traten in den dumpfen Raum.

„Komm mit uns!" sagte der erste derselben, indem er des Krüppels Arm fest, jedoch nicht unsanft ergriff. Die andern folgten ihnen.

Langsam schritten sie über den Schloßhof. Erst jetzt begann Orlando zu fühlen, wie sehr ihn die Nacht im Kerker angegriffen hatte. Es schwindelte ihm vor den Augen. Gestern Nacht hatte er im kühnen Mut denselben Weg zurückgelegt, wußte er doch, daß ihn ein herzliches Willkommen von seiten des Kaisers erwartete; jetzt war er ein Gefangener, über dem der Tod mit seinen schwarzen Flügeln schwebte.

Der Kaiser, der Herzog, der Priester und Orlandos Vetter, der Marquis von San Marzano standen erwartungsvoll an einem Ende der Halle. Unter den Offizieren, die mit anwesend waren, befand sich auch Peter von Reuß. Sein Gesicht verriet die Spannung, wenngleich er augenscheinlich seine Gefühle mit Aufbietung aller Kräfte zu beherrschen suchte. Als Orlando hereingeführt wurde, konnte man auf seinem Gesicht einen Ausdruck der Ueberraschung und Verwunderung wahrnehmen. Was konnte das alles bedeuten? Er hatte erwartet, daß man seinen eigenen Sohn bleich und zitternd hereinführte. Langsam führten die Musketiere den Gefangenen vor den Kaiser und salutierten. Das sonst blutlose Gesicht des Herzogs von Alba war zornig rot und seine kleinen, tiefliegenden Augen sprühten wie Feuer unter den dichten Augenbrauen. „So, ist dies der Junge, der es gewagt hat, mir und dem Kaiser zum Trotz den Gefangenen entschlüpfen zu lassen!" rief er voller Verachtung aus und musterte den Gefangenen vom Scheitel bis zur Sohle. „Wenn Eure Majestät erlauben, möchte ich etliche Fragen an diese Person richten."

Karl nickte. Die Sache schien ihm sehr nahe zu gehen. Es war ihm nicht angenehm, daß Ulrich so brutal behandelt werden sollte, doch hatte er darinnen den Herzog von Alba nach Gutdünken walten lassen. Und als nun der Krüppel, den er wirklich liebte, in der Gewalt des Herzogs zu sein schien — und er kannte dessen unerbittliche Natur nur zu gut — fühlte er sich beklemmt. Würde er Orlando begünstigen, so mußte es den Anschein haben, als ob er's mit den Protestanten halte. So saß er stille und betrachtete das ausdrucksvolle Gesicht des Krüppels, als Herzog von Alba sich diesem näherte und mit lauter Stimme etliche Fragen an ihn stellte. Die Offiziere drängten sich näher hinzu, damit ihnen die Antworten nicht entgehen konnten. Alberto, der für seinen Vetter eine warme Zuneigung gefaßt hatte, nahm einen Platz ein, von wo aus er diesem ermutigende Blicke zuwerfen konnte.

„Welche Entschuldigungen hast Du vorzubringen für das von Dir begangene Verbrechen?" frug der Herzog barsch.

Orlando richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. (Ulrich von Reuß ist mein Freund," erwiderte er einfach.

„Ulrich Dein Freund! Das ist keine Entschuldigung. Die Freundschaft darf den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen."

„Er wurde ungerechterweise ins Gefängnis geworfen," kam es kühn von Orlandos Lippen und seine Augen blitzten.

„Ein Krüppel wagt das kaiserliche Wort in frecher Weise zu benützen, um einem Ketzer und Verräter die Freiheit zu schenken!" Mächtig schwoll die Zornader auf der Stirn des Herzogs. Er war es nicht gewohnt, daß man ihm Trotz bot. „Darf ich fragen, junger Herr, welches Schicksal Du hinsichtlich Deiner eigenen Person erwartest?"

„Ich rechne auf keinerlei Barmherzigkeit," sagte Orlando mit einem Anflug von Lächeln. Er war sich der Gegenwart seines unsichtbaren Meisters in einem solchem Grade bewußt, daß er einen Druck seiner Hand zu verspüren und ein Trostwort aus seinem Munde zu vernehmen glaubte.

„Denkst Du, daß der Herzog von Alba Dir vergeben und Dich begnadigen wird, weil Du ein Katholik bist?"

„Ich bin kein Katholik," gab der Krüppel leise aber entschieden zurück.

Ein Murmeln rauschte durch die Halle. Kein Katholik? Und doch war dies der Sohn von Carlotta Weber, in deren Haus sich Vater Antonio aufhielt, und die als eine eifrige Katholikin bekannt war! Dies war der Jüngling, der unter ihnen aus und ein gegangen war, als wäre er einer der Ihrigen gewesen.

„O!" rief der Herzog, indem sich seine Augenbrauen noch mehr zusammen zogen, „die Sache wird verwickelter. Also den Heuchler hast Du gespielt? Wir vermuteten in Dir den treuen Sohn der Kirche, u. mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie Du bei der Erhöhung der Hostie, als Vater Antonio die Messe celebrierte, ehrerbietig auf den Knien lagst."

Der Krüppel ließ beschämt sein Haupt sinken. „Es ist wahr," sagte er kleinlaut, „ich war nicht aufrichtig."

Eine unheimliche Stille herrschte in der großen Halle. Dann erhob sich der hübsche Kopf des Gefangenen aufs neue und mit dem entschlossenen Wort wandte sich nun der Krüppel an den Kaiser selbst: „Ich habe den Heuchler gespielt, Euer Majestät, doch von nun an geschieht es nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an
C. B. Wiens, Editor,
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

31. Juli 1912.

Editorielles.

— Der Mikado oder Kaiser von Japan ist krank, und man hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, daß er genesen werde. Die Japaner, und auch die Fremden, die unter seiner Regierung gelebt hatten, waren sehr bekummert, denn der Mikado soll sehr beliebt sein. Die Teilnahme der Japaner ging so weit, daß Bestimmungen über Einstellungen von Vergnügungen, welche störendesGeräusch verursachen möchten, unnötig waren, da die Bekümmernis und Niedergeschlagenheit allgemein war; aber jetzt ist Besserung in dem Befinden des kaiserlichen Kranken eingetreten, und die Nachricht hievon machte einen günstigen Eindruck auf den dortigen Geldmarkt. Doch hält man dafür, daß die Gefahr noch nicht vorüber ist.

— Vor einigen Wochen erschien in der Rundschau — No. 29 — ein Bericht von der „Diamantenen Hochzeit" des bejahrten Ehepaares Peter Siemens, Ritzville, Wash., und heute finden die Leser auf einer anderen Seite dieser Nummer in einem Artikel, den wir dem in Ritzville erscheinenden Blatte, „Der kleine Beobachter", entnehmen, einen Bericht über den H e i m g a n g des alten Vaters. Sonnabend schon erhielten wir, zu spät für die vorige Nummer, von Julius Siemens, Chico, bei Los Molinos, California, ein Telegramm mit der Nachricht von dem Tode des Vaters und folgenden Daten: „Gestorben Montag in Ritzville, Wash., geboren 1823, eingewandert von Schönwiese (Rußland? Ed.) 1879. Das alte Vaterland besucht anno 1889."

— England und Deutschland flicken noch immer an ihrer schadhaft gewordenen Freundschaft. Es sieht schwierig, wie auf dem alten Kleide noch ein Flicken halten wird. Der Grund des Mißerfolges liegt wohl darin, daß jeder seines Nächsten Kleid zu flicken sucht, anstatt gemeinschaftlich gemeinschaftliche Sachen zu ordnen. Italien und die Türkei haben mit Flickerei nichts zu tun; die zerreißen und zerstören sich gegenseitig. Auch wollen die Italiener neulich wieder einmal gesiegt haben. In Mexico stehen sich die Rebellen und Regierungstruppen auch noch immer gegenüber, außer wenn sie sich gelegentlich ausweichen. Die Truppen beider Parteien berauben die Bewohner abwechselnd. Am 22. sollen ungefähr 250 amerikanische Frauen und Kinder Madera aus Furcht vor den Rebellen verlassen haben. Die Vereinigten Staaten flikken im eigenen Hause, wie sich's gehört. Hoffentlich haben sie Erfolg.

— Bald haben wir Regen, bald Sonnenschein, so geht es in der Natur im Wechsel fort. Würden wir es anders wünschen? Soll die Sonne immer in einem fort scheinen? Nein, wir wünschen auch manchmal Regen zu haben, ja, wir haben den Regen nötig. Man spricht von f r e u n d l i c h e m Sonnenschein und von d r o h e n d e n Wolken. Doch sind uns die Wolken eben so gute Freunde wie der Sonnenschein, wie umgekehrt der Sonnenschein gerade so verderblich werden kann, wie die Wolken. Beide sollen uns zum Segen dienen. Wenn sie das nicht sind, zeigt uns nur, in welch verdorbenem Zustand sich die Natur befindet. Denn wie durch di eSünde der Tod in die Welt gekommen ist, wo doch Leben herrschen sollte, so haftet allem der Fluch an, das uns doch zum Segen gegeben ward. Doch laßt uns Gottes Langmut und Güte erkennen: Trotz des Fluches, der auf der Erde ruht, füllet er die Erde dennoch ,mit seinem Segen!

— Die Aerzte sagen: Wenn die Ausscheidungen eines Typhuskranken auf den Boden geschüttet werden, schüttet man mit denselben eine große Menge jenes Stoffes aus, welcher die Uebertragung dieser Krankheit auf andere Personen vermittelt. Dieser Ansteckungsstoff verdirbt nun nicht auf der Oberfläche des Bodens, sondern liegt dort, bis ein starker Regen die ganze, vielleicht längst trockene Masse auflöst. Das Regenwasser läuft zum Teil ab, zum Teil verdunstet es; aber ein großer Teil desselben dringt in tiefere Schichten des Bodens bis es auf eine Schicht kommt, die es nicht durchdringen kann. Hier muß es Halt machen; es kann nicht tiefer eindringen, dann breitet es sich aber in der letzten durchlässigenSchicht aus und füllt hier alle Hohlraume und Poren aus. Wird auf irgend einer Stelle ein Loch im Boden gegraben, welches bis in diese wasserhaltige Schicht hinabreicht, so wird sich natürlich in demselben Wasser ansammeln. Dies ist das Wasser, das von der Oberfläche in den Boden eindrang und die Verunreinigungen mit sich führte. Der Boden, durch den das Wasser seinen Weg bahnen mußte, hat es von allen groben Beimischungen gereinigt, und nun erscheint es im Brunnen klar und rein, jedoch unschädlich für die Gesundheit ist es nicht; der Ansteckungsstoff, den es aus den Entleerungen des Typhuskranken aufgenommen hatte, befindet sich auch jetzt noch in dem Wasser und wird, wenn von Menschen mit dem Wasser genossen, bald seine schädliche Wirkung ausüben. Dies gilt aber nicht allein von dem Erreger der Typhuskrankheit, auch durch andere in der Nähe der Brunnen befindliche Stoffe, wie Düngerhaufen, usw., wird das Wasser verunreinigt. In folgedessen verlieren die flachen Brunnen immer mehr an Kredit, während man dem aus größerer Tiefe kommenden Wasser mehr Vertrauen entgegenbringt. Nun kann nicht jedermann sich Wasser aus tiefen Brunnen verschaffen, er wird aber das beste von ihm erreichbare Wasser für seinen Bedarf benutzen und darauf achten, daß alles, was die Reinheit des Wassers in seinem Brunnen schädlich beeinflussen könnte, von demselben weit entfernt bleibt. So sorgt man für die Gesundheit des Leibes, und noch notwendiger ist es, darauf zu achten, daß die Seele gesund ist und bleibt, zumal das Lebenswasser frei für jedermann zu haben ist. Es wird auch da viel getan, d i e s e s Wasser zu verunreinigen, doch danken wir Gott, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist; noch haben wir sein Wort unverfälscht in Händen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

A. A. Wall, Mountain Lake, Minn., berichtet am 17. Juli: „Peter Heppners gedenken heute ihre silberne Hochzeit zu feiern. Nur schade, daß es regnet; es wird ihnen nicht gut passen."

Jacob D. Goossen, Clayton, S. Dak., berichtet am 16. Juli: „Wir sind gesund und mutig, und haben auch wieder sehen dürfen, daß der Herr an liebe Seelen arbeitet. Sonntag, den 14. wurden 23 Seelen durch die Taufe in den Tod Jesu begraben, und es sind noch andere willig, zu folgen."

Jakob P. Glanzer, berichtet am 18. Juli von Reedley, Calif.: „Ich habe meine Adresse von Dinuba nach Reedley, Calif., geändert. Unsere Milchwirtschaft haben wir an Br. Peters verkauft und wohnen jetzt auf einer Obstfarm, eine halbe Meile von Reedley. Es war jetzt einige Tage sehr heiß. Das Obst wird schon reif. Schwager J. J. Kleinsasser und J. S. Wipf bauen sich große Häuser."

Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., berichtet am 15. Juli 1912: „Gestern war von der M. Br. Gemeinde aus Tauffest. Driedgers und Franz Klassens Sohn Franz stiegen in die Fluten des klaren Flusses nahe Reedley. Die Aufnahme fand am Flusse statt. Viele Zuschauer waren da. — Alfalfaheu steigt stetig im Preise. Der Gesundheitszustand ist gut, nur Schwester G. G. Nickel war recht krank. Die Gebete der großen Familie und der Nachbarschaft wurden erhört, und gestern abend war es schon besser. Gruß an alle."

D. H. A. Schultz, Retah, Montana, schreibt am 19. Juli: „Wir lesen die Rundschau gerne, besonders die Missionsberichte vom Auslande. — Wir haben unsern Wohnplatz von Beach, N. Dak., nach Retah, Montana, verlegt; bitte daher, uns die Rundschau hierher zu senden. Die Ernteaussichten sind gut. Wir sind mit dem Bau einer Kirche beschäftigt. ($2.00 für die Rundschau erhalten. Danke. Ed.)

K. Warkentin, Rosthern, Sask., schreibt den 12. Juli: „Da ich meine Adresse ändern lassen will, schicke ich gleich das Geld für die Rundschau auf ein weiteres Jahr. Meine Adresse ist nun nicht mehr Laird, sondern Rosthern, Sask. Ich habe mir nämlich in der Nähe von Rosthern eine Farm gekauft, sie befindet sich ungefähr vier und einhalb Meilen südöstlich von der Stadt. Die Ernte-Aussichten sind sehr gut. Viele Leute freuen sich über den ausgezeichneten Stand des Getreides; es steht auch sehr schön. Jetzt sieht es wieder nach Regen."

Frau Jakob Neufeld, Rosthern, Sask., schreibt: „Dem Editor den Dollar für die Rundschau sendend, will ich gleich die Gelegenheit benutzen und einmal nach meinen Brüdern David und Johann Hildebrand, welche noch in Rußland sind, fragen. Kann mir ein Leser der Rundschau ihre Adresse angeben, oder wollte jemand so freundlich sein, ihnen dies zu lesen zu geben? Ich danke im Voraus. Ich weiß nicht, wie die Geschwister so träge sein können im Schreiben; ich bin ihre einzige Schwester, und die haben sie ganz vergessen. Ich denke oft an euch alle dort. Was macht Heinrich Delesky? Der schreibt ja gar nicht mehr. Hast du noch keinen Brief von mir? Schreibt alle recht fleißig, und wenn es auch durch die Rundschau ist. Wir sind, Gott sei Dank, alle gesund in unserer Familie."

Der Zions-Bote wird gebeten, zu kopieren.

Jacob S. Neufeld, Rosthern, Sask., schreibt am 15. Juli: „Weil wir von Freunden und Bekannten in der Rundschau lesen, so treibt es uns zu schreiben. Wir wünschen denn allen Freunden und Bekannten die beste Gesundheit, welcher wir uns auch erfreuen. Dem lieben Gott sei dafür Lob und Dank; denn es ist lauter Gnade, daß wir noch da sind. Die Verheißung hat sich bei uns erfüllt: „Ich will euch tragen bis ins Alter", usw. Ihm sei Ehre dafür! Lieber Freund Heinrich Gäde, dank dir für deinen Bericht aus Liebenau. Schreibe uns einmal etwas von unserer Schwester, denn der liebe Schwager wird wohl nicht an uns schreiben. Die Geschwister schreiben auch nicht. Wir haben schönes Wetter; das Getreide wächst sehr, und unsere Stadt nimmt zu. Canada ist schon sehr in Beruf. In der Zeitung steht, daß von Rußland noch viele wollen nach Amerika kommen."

David Dück, Gouldtown, Sask., schreibt den 8. Juli: „Erstens berichte ich, daß wir hier einen sehr schönen Regen gehabt haben, welcher auch schon sehr nötig war, denn es war schon sehr trocken, und zweitens, daß wir vor einer Woche sehr angenehmen Besuch hatten, nämlich Onkel Peter Dück von Kronsgart, Man. Weil ich in der Rundschau lese, daß dieselbe an Neuvermählte auf ein Jahr frei geschickt wird, so schicke ich Namen und Adresse von zwei Neuvermählten, mit der Bitte, ihnen die Rundschau zu schicken: Franz F. Dück und Bernhard Bergen. Die Post beider ist Gouldtown, Sask. Franz F. Dück holte sich seine Frau von Manitoba; sie ist eine Elisabeth Peters, geborene Wiens. Ihr Vater ist in Manitoba bekannt als Schmiede-Wiens. Dieses merke sich Frau Johann Penner, Plum Coulee, denn sie ist ihre rechte Nichte. Nun noch einen Gruß an die Eltern und Geschwister in California von D. und Sarah D." (Die Rundschau wird geschickt. Ed.)

Jakob Hofer, Freeman, S. Dak., schreibt am 19. Juni: „Die Ernteaussichten sind besser als voriges Jahr. Gegenwärtig regnet es viel. Heumachen und Haferschneiden hat begonnen. Der Weizen ist noch grün. Uebrigens ist hier alles beim Alten und jeder hat etwas zu tun. Ich habe viele Verwandte und Bekannte in Amerika, in und um Saskatchewan und anderen Plätzen; aber niemand läßt sich hören. Von Krankheiten ist zu berichten, daß der alte Isaak Walter sehr krank sein soll, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Der alte Paul Pullman liegt auch schon einige Jahre hilflos, auch sonst gibt es noch mehrere Kranke. Sterbefälle kommen auch immer vor. — Den 14. ist Prediger Elias Wipf in sein Amt eingesetzt worden. Möge Gott, der himmlische Vater, ihm auch gnädig sein zu dem ihm anvertrauten Amt! Auch uns sollte es sehr ernst sein, zu halten, was wir Gott gelobt haben. — Von Beadle Co. hört man, daß bei vielen die Ernte fehlgeschlagen hat, da der Regen strichweise gegangen ist. Bei den Predigern Joseph Hofer und Elias Wipf und in ihrer Umgegend soll die Ernte sehr gut aussehen; ebenso bei Carpenter."

Peter Siemens,

geboren am 1. Juli 1823 im Gouv. Jekaterinoslaw, Südrußland, starb nach längerem Leiden am Montag, den 15. Juli, morgens zwei Uhr in seinem bescheidenen Heim dahier. Er wurde in seinem 20. Lebensjahr in der Gemeinschaft der Mennoniten getauft und bekannte sich zu derselben bis zu seinem Ende. Im Jahre 1852 vermählte er sich mit seiner nun trauernden Gattin, Helena, geb. Peters, welche über 60 Jahre ihm treu zur Seite gestanden und im Kampf ums Dasein Freud und Leid mit ihm geteilt hat. Ihrer Ehe entsproßen 10 Kinder, von denen noch 5 am Leben sind, nämlich Peter, Julius, Jacob P. und Henry Siemens und eine Tochter, Frau C. Schelly. Außer diesen hinterläßt er viele Enkel und Urenkel. Im Jahre 1879 wanderte er nach Amerika aus und ließ sich erst in Mountain Lake, Minn., nieder, später in Gretna, Manitoba, von wo aus er vor sechs Jahren nach Ritzville übersiedelte, woselbst er, wohl seines hohen Alters wegen, in den letzten Jahren etwas leidend war, und besonders gegen Ende seiner irdischen Laufbahn oft große Schmerzen erduldete, die er aber auch mit viel Geduld ertrug. Mit Recht war er seinen erwachsenen Söhnen mit Liebe zugetan, denn sie taten alles für ihn, was in ihrer Macht lag, um ihm den Lebensabend erträglich zu machen. Er anerkannte auch die Hingabe seiner Angehörigen und war in der ihm angeborenen Bescheidenheit bemüht, die Seinen so wenig wie möglich zu beanspruchen, freute sich aber stets väterlich, wenn seine in der Ferne weilenden Söhne ihn abwechselnd und des Oefteren besuchten. In seinem jüngeren Lebenslauf spielten wichtige Ereignisse mit, deren er später oft mit Vorliebe gedachte. Unter seinen hinterlassenen Dokumenten befinden sich z. B. noch Auszeichnungen, die ihm seiner Tapferkeit wegen vom damaligen russischen Kaiser selbst verliehen wurden.

Ein besonderes Merkmal seiner religiösen Herzenserfahrung und seines Glaubensbekenntnisses an den einen wahren Gott schrieb er am 2. Januar, — aus Antrieb des Geistes, wie er sagte — selbst nieder. Es sind die Empfindungen eines gereiften und geläuterten Christen, der sich seiner Aufgabe im Leben völlig bewußt war.

Seine irdische Hülle ist am Dienstag nachmittag um zwei Uhr auf seinen persönlichen Wunsch hin durch Pastor J. C. Müller von der deutschen Meth.-Kirche aus bestattet worden. Peter Siemens erreichte das hohe Alter von 89 Jahren und 14 Tagen.

„Der kleine Beobachter"

Ritzville, Wash.

Mission.

Eine Bitte.

Simla, den 15. Mai 1912. Werte Freunde und Geschwister! Der Champa Missionsstation fehlt eine Kirche. Im Aussätzigen-Asyl haben wir ein geräumiges Gotteshaus für die Aussätzigen. Gesunde Christen und Heiden kommen hier selten zum Gottesdienst. Diese Kirche ist ein Geschenk von einer uns gänzlich unbekannten Jüngerin des Herrn, wohnend in Ballarat, Australien. Die Kirche im Asyl heißt: The Ballarat Memorial Church. Sie faßt von 200 bis 250 Personen. Janjgir, unsere Nachbarstation, wo Geschwister P. W. Penners wohnen, hat seit etwa zwei Jahren ein passendes Gotteshaus. Unsere Station hat bis dahin noch keine Kirche. Anfänglich wurden alle Versammlungen draußen oder in einem Zelte abgehalten. In der kühlen und Regenzeit auf der Veranda, oder im größten Zimmer des Wohnhauses. Passend waren diese Versammlungsplätze niemals, denn einmal war es zu heiß, das

nächste Mal zu stürmisch, und hie und da brachten die Heiden uns auch unliebsame Gäste mit, die sich leider in unseren Betten einbürgerten und uns die Nachtruhe störten.

Seit 1907 haben wir unsere Gottesdienste in einer Lehmhütte abgehalten. Das eine Ende derselben dient als "Dispensary„ (Apotheke) und das andere für Gottesdienste. Auf die Frage, warum dieses Haus, eigentlich diese „Shed", nicht noch länger als Gotteshaus zu brauchen ist, wenn es so lange gut gewesen ist, möchten wir antworten:

1. Es war nie gut genug.
2. Das Dach ist nicht dicht und geht auch nicht dicht zu machen ohne Pfannen, die zwei oder sogar dreimal so teuer sein würden, wie das ganze Haus kostet.

Das Bambusrohr im Haus ist von dem Holzwurm ziemlich zernagt worden, und muß sowieso neu sein.

4. Die Wände zerbröckeln,
5. Es ist bei einigen Versammlungen zu klein.
6. Es ist zu heiß in der heißen Zeit.
7. Es ist zu dunkel.

Fast immer wohnen Patienten auf der Nord-Veranda. Diese haben oft so übelriechende Wunden, daß es für uns schwer und unangenehm ist, den Gottesdiensten beizuwohnen.

9. Die Sonntagsschulklassen müssen jetzt hinausgehen, denn die Kirche hat nicht genügend Raum zur Klasseneinteilung.

Wir meinen, daß wir nötig eine Kirche brauchen. Unsere Christen fühlen auch so. Auf einer informellen Brüderberatung sagte ich zu den Christen: „Wir brauchen nötig ein Gotteshaus; aber, wenn ihr das auch glaubt, seid ihr auch willig, zu helfen, damit wir eins bekommen? Indische Gemeinden müssen anfangen, so viel wie möglich für sich selbst zu sorgen, und nicht nur von der Wohltätigkeit der Gemeinden im Auslande zehren wollen." Alle schienen willig zu sein, und ehe wir zu den Bergen reisten, überreichte man mir eine lange Namenliste von unseren Christen und den Christen anderer Missionen, die aber in unserem Dienste stehen. Man hätte vor Freuden jauchzen können, nicht allein über die Bereitwilligkeit für den Bau einer Kirche etwas beizusteuern, sondern auch über die Opfer, die gebraucht wurden. Wir wollen die ganze Liste nicht wiedergeben, sondern nur einige Namen aus mehreren hervorheben.

Stephan Dall, unser Sprachenlehrer, bekommt einen Gehalt von 30 Rup. per Monat. Er hat Frau und fünf Kinder zu unterhalten. Er gibt für eine Kirche 10 Rup., also ein Drittel seines Gehaltes. Joseph, unser Prediger, erhält 16 Rup. per Monat. Auch er hat Frau und fünf Kinder zu unterhalten. Er gibt 6 Rup. für für die Kirche. David, der Aufseher im Aussätzigen-Asyl, bekommt einen Gehalt von 25 Rup. Er gibt 10 Rup.

Mariam, die Frau des Stephan Dall; Trophenia, Josephs Frau, haben sicherlich vollauf zu tun mit ihren Familien, und doch haben diese Frauen versprochen, einen Monat lang am Bau der Kirche zu helfen, als Ziegeln, Mörtel, Wasser usw. herbeitragen. Ebenso zwei Frauen von unseren eigenen Christen. Andere Christen und selbst Kinder haben versprochen, zu helfen soviel sie können.

Die Opfer der Aussätzigen im Asyl sind rührend. Ich erzählte ihnen nämlich von dem Plan, sobald Mittel vorhanden seien, auf dem Hofe eine Kirche bauen zu wollen, und fragte sie, ob sie bereit seien, einige pice für diesen Zweck zu geben. Die Aussätzigen, wenigstens die meisten von ihnen, haben zu Zeiten etwas Geld. Sie haben dieses entweder von daheim mitgebracht oder von Freunden und Geschwistern, die zu ihnen auf Besuch kommen, erhalten. Im April konnten die Gesünderen aus ihnen sich auch ein Bißchen Geld verdienen, indem sie nachts im Asyl-Brunnen arbeiteten. Ihre Arbeit bestand darin, daß sie während der ganzen Nacht Wasser aus dem Brunnen schöpfen mußten, damit die Maurer am Morgen sogleich an die Arbeit gehen konnten. Die Aussätzigen gaben nun nicht bloß 30 Rup., —$10— in barem Gelde, sondern sie brachten noch größere Opfer. Einen Monat lang wollen sie kein Brot haben, und eine Woche lang keine Linsen, sondern nur Reis und Gemüse. Der Erlös vom Weizen für einen Monat und Linsen für eine Woche beträgt auch etwa 30 Rup. Ich meine, man hat hier wahre Opferwilligkeit vor sich. Sodann haben beide Gemeinden, die auf dem Hofe und die im Asyl ein Guthaben in unseren Büchern von etwa 100 Rup. Dieses sind Sonntags-Kollekten. — Auch dieses Guthaben geht in die Kirchenbau-Kasse. Wir sind dem lieben Gott sehr sehr dankbar, daß er die Gemeinden und die Christen willig gemacht hat, so viel für diesen Zweck zu geben. Wir dürfen aber zur Ehre Gottes noch mehr berichten. Viele Heiden, Maurer, Zimmerleute, Lastträger usw. haben versprochen, zwei bis drei Tage ohne Bezahlung zu arbeiten. Von einigen unserer Missionaren wird noch, so viel sie können, beigesteuert werden zum Bau. Aber selbst mit all diesen Gaben können wir noch keine Kirche bauen, und daher möchten wir fragen: „Ihr Lieben, die ihr dieses lest, wollt ihr uns nicht helfen mit euren Gaben, damit wir ein gutes passendes Gotteshaus bekommen?"

Wir wissen, daß man immer wieder um Gaben bei euch anklopft für verschiedene Zwecke, und daß es euch wohl so vorkommt, man sollte auch wohl zuweilen ein bißchen vorsichtig sein und nicht immer geben. Andererseits soll man aber auch nicht vergessen, daß der Herr auch fast jährlich segnet.

Möge der Herr unsere Pläne segnen, wenn sie nach seinem heiligen Willen gemacht worden sind.

Herzlich grüßend, eure

P. A. u. Martha Penner.

Aus Bundesbote.

Die Wasserleitung von Albeda, Spanien, ist die größte der Welt. Das Hauptzuflußrohr hat einen Durchmesser von 14 Fuß.

Wer war im Tode der Reichste?

Folgendes berichtet ein Prediger in einem französischen Sonntagsblatt: Vor Kurzem begrub ich einen frommen Weinbauer, ein Glied meiner Gemeinde, der vor etwa vierzig Jahren mit seiner jungen Frau die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes übernommen hatte und dasselbe nun bei seinem Tode, ohne aber seinen Besitz vermehrt oder vergrößert zu haben, in gut erhaltenem Zustande hinterließ. Fleißig und strebsam war er gewesen, aber zurückgelegt hatte er — nichts. Erst am Tage des Begräbnisses erhielt ich, durch Anhören eines Gespräches zwischen Freunden und Nachbarn des Verstorbenen, Aufklärung hierüber.

In dem Haus des nun zur Ruhe Eingegangenen ward einem stets freundlich begegnet, und welch' weitgehende Gastfreundschaft wurde daselbst geübt," äußerte sich sein nächster Nachbar, „und kein Notleidender brauchte lange vor der Tür stehen zu bleiben."

Seinen Söhnen und Töchtern gab er die sorgfältigste Erziehung, und in dieser Beziehung wurde nichts gespart", erklärte ein anderer. „Einer von ihnen ist nun Prediger geworden, der zweite Ingenieur, und die beiden Jüngsten haben den Lehrerberuf erwählt. Alle vier sind brave, tüchtige junge Leute."

„Jene Kinder, die dort so traurig beisammen sitzen", fügte ein Dritter hinzu, „sind Waisen, denen er nach ihres Vaters Tode stets ein treuer Versorgen gewesen ist." Ferner hörte ich, daß er auch die Tochter seiner Schwägerin, ein armes, verwachsenes Mädchen, schon jahrelang bei sich im Hause gehabt.

Dieser liebe Mann hatte also, wie jener Reiche im Evangelium, seine Scheunen nicht abbrechen müssen, um seine Ernte und sein Gut unterbringen zu können. Aber er hinterließ etwas Besseres als Obligationen, Sparkassenbücher oder ein mühsam vergrößertes Landareal. Er war ein treuer Haushalter gewesen im Dienste seines lieben Herrn und hatte in dessen Sinn sein Gut verwaltet. Sichtbar war Gottes Segen mit ihm.

Ich verließ das Sterbehaus, um mich heim zu begeben, wollte aber zuvor einen andern Hofbesitzer, der in nächster Nähe wohnte und den ich vor wenigen Tagen, bald nach meinem Antritt ins Amt, als ich ihm einen Besuch machen wollte, nicht zuhause getroffen, begrüßen.

Gleich empfing er mich mit den Worten: „Also hat Herr G., wie ich gehört habe, davon müssen! Viel wird er nicht hinterlassen haben — ich schätze ihn um keinen Heller reicher, als er gewesen, da er das Erbteil nach seinem Vater zu Händen bekam; leid kann er einem tun, der arme Mann, aber er hat's auch darnach gemacht. Ne, ne, solch Wirtschaften bringt nicht vorwärts, da hab' ich's anders angefangen. Mit nichts — gar nichts stand ich da, alles war verschuldet und mit Hypotheken belastet, und jetzt — schauen Sie sich nur hier um," — bei diesen Worten wies er auf seinen großen Hof hin — „all dieses ist

schuldenfreier Besitz, mein unstreitbares Eigentum, und wie ist solches zugegangen, Herr Pastor? — Gleich nach der Uebernahme des Gutes richtete ich mir eine eiserne Sparkasse ein, und jeden Pfennig, den ich im Laufe der Jahre zurücklegen konnte, habe ich da hinein geworfen. Ja, Herr Pastor, Sie machen sich gar keinen Begriff, wie viel Geld man zu sammeln vermag, wenn es einem ernstlich darum zu tun ist. Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu ruhen, bis ich ein Mann von 100,000 Franken geworden. Da gibt's genug Leute hier im Dorf, die essen Fleisch — ich tue das nicht; andere kaufen ihren Frauen schöne wollene Kleider — meine trug nur baumwollenen Stoff. Und was für Summen werden verschwendet, um die Kinder teure Schulen besuchen zu lassen! Davon war bei mir nicht die Rede. Ich lehrte sie selbst: „früh aufstehen und arbeiten bis an den Abend", das war ihre Schule bei mir. Auch für Bücher und Wohltätigkeitsanstalten — das sind alles faule Sachen — habe ich kein Geld verschwendet, und die Armen und Kranken habe ich deren Angehörigen oder dem Provinz-Armenhaus überwiesen; dafür sind aber nun auch die Aecker hier und dort drüben alle mein Eigentum, und Keller und Scheunen sind voll!"

Ich trat mit ihm zur Haustüre hinein; wie öde und alt sah alles aus. Seine Frau ruhe nun draußen auf dem Kirchhof, teilte er mir mit, und er wirtschafte allein mit seinen Kindern. Mit dem einen Sohn habe es mancherlei gegeben; der habe sich nicht so knapp halten lassen, später sei er ins Trinken gekommen und schließlich — ging's schief und er ist im Gefängnis gestorben. Mit dem andern gehe es besser, aber lebe mit seiner Schwester fortwährend im Unfrieden.

Ich war tief ergriffen über alles, was ich hier gesehen und gehört hatte und seufzte in meinem Herzen, um ein passendes Wort beim Abschied. Beim Weggehen ergriff ich seine mir dargebotene Hand und sagte: „Bei all Ihrem Besitz halte ich Sie für einen armen Mann, denn Sie leiden samt Ihren Kindern an der Wurzel allen Uebels, am Geiz. Sie sind schon hoch in Jahren, darum bedenken Sie das Ende." Er schlug eine helle Lache auf, indem er erwiderte: „Ja, ja, ich nehm's Euch nicht übel, denn also müßt Ihr sprechen, das erfordert ja das Amt. . ."

Wie mir zumute ward, als ich etwa zehn Wochen später die Nachricht von seinem Tode erhielt, — bei der Heuernte hatte ihn der Schlag getroffen — ist nicht zu beschreiben.

Was hatte ihm schließlich das in harter Arbeit entbehrungsreiche Leben gebracht? Einige Fuß breit Erde, nicht mehr als auch dem Aermsten zuteil wird — aber auf jener Seite des Grabes, was da? . . . Fr. B.

Gebet ist unser tiefstes Sehnen,
Ob lautlos oder ausgedrückt
In Worten, Seufzern, Blicken, Tränen,
Ein heilig Feu'r, das uns durchzückt.

Aus der Friedensstimme.

Einen schrecklichen Tod fand der 13jährige Sohn unserer Geschwister P. P. Friesen hier in Dawlekanowo. P. P. Friesen haben früher in Alexandropol bei Memrik gewohnt, und jetzt schon 10 Jahre hier im Ufimschen Da P. Friesen mein leiblicher Bruder ist, werde ich die Tatsachen so wiedergeben, wie er und andere sie mir mitteilten. Ich kam einige Minuten später, als das Unglück schon passiert war. Die Mutter des Sohnes war zur Kur in Samara, der Vater befand sich im Geschäft—Dampfmühle. Ungefähr um halb sieben Uhr kletterte der Junge mit noch einem Tartarenjungen den 14 Faden hohen Mühlenschornstein der „Dawl. Mühlengesellschaft" von innen in die Höhe. — In solche Schornsteine werden von innen eiserne Hacken zum Emporsteigen eingemauert. — Der Schornstein wurde, da die Gesellschaft jetzt einen Gasgenerator besitzt, nicht mehr benützt, nur mündete in den Schornstein das Gasrohr. Wenn der Generator arbeitete, wurde kein Gas in den Schornstein entlassen, nur wenn er aufhörte, ließ man das noch übrige Gas in den Schornstein. Während die Jungen oben zum Schornstein herausschauten, und noch einige Steinchen hinabwarfen, steht der Generator still, und da der Maschinist nichts ahnt, ob da jemand sei, läßt er das Gas in den Schornstein. Nach einigen Minuten hört Friesens Dienstmädchen etwas im Schornstein rumoren, und Unglück ahnend, läuft sie auf die Straße, um P. Friesen zu rufen. Der kommt eben aus dem Geschäfte, und als er hört, daß sein Sohn im Schornstein ist, läuft er zum Loche und sieht unten einen Körper liegen. In seiner Angst besieht er ihn: es ist nicht sein Sohn — es war der Tartarenjunge; er lebte noch. Diesen hatte also das Dienstmädchen hören herunterfallen. P. Friesen schaut nun nach oben und sieht seinen Sohn an einem Hacken am Fuße hängend mit dem Kopf nach unten. Er steigt in großer Hast und Angst hinauf und sieht, wie sein Sohn noch atmet. Es war 14 Faden hoch. Er hält sich mit der rechten Hand, mit der linken nimmt er seinen Sohn und steigt herab. Da spürt er die Gasbetäubung auch schon bei sich und sieht, daß es hier auf Leben und Tod geht. In seiner Hast und Angst tritt er mit den Füßen nicht immer auf den Hakken — er läßt mit der Hand los und greift an den folgenden Hacken, manchmal treffen auch die Füße den Hacken. Das Gas schien ihn schnell zu betäuben. Als er die Hälfte zurückgelegt hat, verlassen ihn die Sinne; er weiß nur noch, daß sein Sohn nicht mehr in seinen Armen war. Wie er nach unten kam, kann er sich nicht mehr besinnen. Er wurde halb bewußtlos von Arbeitern aus dem Loche gezogen. Sein Sohn war eine Leiche. Und der Vater hätte bald eine werden können. Es war herzzerreißend, den Jammer anzusehen Bei P. Friesen quollen die Augen rot heraus ,und die Lunge wollte sehr schwer arbeiten. 1 bis 2 Minuten vielleicht, und auch P. Friesens Leben wäre dahin gewesen. Der arme Junge war sofort tot. Der Tartarenjunge starb nach einer Stunde. Furchtbarer Ernst! Eltern, Erzieher, was sagt solcher Fall? Erfüllen wir unsere Pflicht als Vater, Mutter oder Lehrer? O, die müßigen Stunden, die Stunden, wo wir nicht Zeit haben, nach unseren Kindern zu schauen, ja, wo wir nur Zeit haben, nach Zeitlichem zu jagen. Werden unsere Kinder uns nicht einst in der Ewigkeit beschuldigen? Beugen wir uns unter Gottes Hand!

Dawlekanowo, den 16. Juni.

A. F.

Die Macht des Beispiels.

Eine Edeldame der Mark Brandenburg hatte eine neue Kammerjungfer angenommen. Sie zeichnete sich durch Pünktlichkeit und Pflichttreue so sehr aus, daß ihre Herrin meinte, eine bessere Kammerjungfer noch nicht gehabt zu haben.

Die Edeldame war eine Christin, ich meine nicht allein ihrer Taufe nach. In ihrem Hause hatte der Herr das Regiment. Der Hausgottesdienst, bei dem sie selbst — sie war Witwe — die Tageslektion las, während ihre Schwester ein passendes Morgenlied auf dem Flügel begleitete, versammelte die gesamte Dienerschaft, auch Johanna, so hieß die Jungfer, zur Morgenandacht. Daß der Sonntag durch treuen Kirchenbesuch und durch möglichste Einschränkung aller häuslichen Geschäfte geheiligt wurde, versteht sich von selbst. Wie bei der Frau des Hauses Jesu das Herz gehörte, so war es auch bei ihrer Schwester und ihrer Tante, ihren lieben Hausgenossinnen, der Fall. Solche Zugehörigkeit wirft, ohne daß man es weiß, einen hellen Schein auf alles Tun und Lassen. Gegen Sünden, namentli chgegen Lügen, übten die Damen heiligen Ernst. Daß es aber der Ernst der Liebe war, die danach trachtet, daß die Seele nicht verloren gehe, das bemerkte man namentlich bei der Herrin an der Freundlichkeit, mit der sie ihre Dienstboten behandelte, und an der Sorgfalt, mit der sie bei Erkrankungsfällen sich selbst um sie kümmerte. Daß in gleichen Fällen alle Dorfbewohner und Gutsinsassen diese hingebende Liebe erfuhren, und daß kein Armer, ohne daß ihm geholfen wäre, den Edelsitz verließ, will ich nur noch beiläufig bemerken.

Das alles konnte nicht ohne Frucht bleiben. Selten wurde solche Verehrung gefunden, wie sie die gesamte Dienerschaft dieser Herrin zollte. Besonders war es Johanna, die Kammerjungfer, die ihrer Frau mti der hingebendsten Liebe zugetan war. Drei Jahre mochte Johanne im Hause gewesen sein. Die Baronin und die übrigen Damen, ja alle ihre Mitbediensteten hielten sie für evangelisch. Sie nahm, wie bemerkt, an allen Hausgottesdiensten und an allen Gottesdiensten in der Kirche teil, las christliche Schriften, ganz besonders eifrig in der Bibel: nur zum heiligen Abendmahl ging sie nicht. Es fiel der Baronin zwar auf, aber sie wollte deshalb nicht in sie dringen.

Es war an einem Karfreitag; die Morgenandacht hatte im Anschluß an das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" in der

Vorlesung des letzten Leidensganges und der Kreuzespein des Herrn bestanden, als Johanna nach der Andacht ihre Herrin tief errötend bat, ihr etwas entdecken zu dürfen.

Unter heißen Tränen bat sie, als ihre Frau sie mit in ihr Zimmer genommen, ihr verzeihen zu wollen, daß sie sie so lange getäuscht habe, sie sei nicht Christin, sondern Jüdin. Sie sei als strenge Jüdin mit dem festen Vorsatz, sich vor dem Einfluß des Christentums zu bewahren, in ihre Dienste getreten, weil sie so gut gegen alle Leute sei; diese drei Jahre, die sie nun aber bei ihr gewesen, ihr und der übrigen Damen Wandel, der mit dem Bibelwort übereinstimme und zu dem sie, wie sie nun wohl wisse, nur allein durch den gekreuzigten Jesus fähig gemacht seien, habe sie von der Wahrheit des Christentums völlig überzeugt, und sie habe nun den innigen Wunsch, durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen zu werden.

Dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Nach längerem Unterricht ist sie in der kleinen Kirche dort getauft worden.

Vor Gottes Richterstuhl gefordert.

Wir hielten Erweckungsversammlungen in N. N. Eine Anzahl unbekehrte Jünglinge erschienen allabendlich, und waren dieselben wiederholt sehr ergriffen. Unter ihnen war ein junger Mann, der scheinbar dem Geiste Gottes nur dadurch Widerstand leisten konnte, indem er seine Kameraden beständig störte und zum Lachen reizte. Ich warnte ihn widerholt. Am letzten Abend der Versammlungen betrug er sich boshafter als je zuvor, obgleich der Geist Gottes so mächtig an ihm und seinen Kameraden arbeitete, daß sie kaum mehr widerstehen konnten. Ich bin heute noch der Ueberzeugung, daß sich an jenem Abend wenigstens einige der Jünglinge dem Herrn übergeben hätten, wenn nicht dieser eine Unhold geradezu satanische Geschäftigkeit an den Tag gelegt hätte, jedem Drängen des Geistes eine störende Unart entgegenzusetzen. Ich ließ die letzte ernste Warnung an ihn ergehen, aber vergebens. Von jener letzten Versammlung ging der Aermste nachhause. Wie er wohl geschlafen haben mag? Ich weiß es nicht; nur das wurde mir mitgeteilt, daß er am nächsten Morgen schweres Fieber hatte, das sich mit einem heftigen Kopfschmerz steigerte und steigerte, bis er nach drei Wochen von seinen Schmerzen „erlöst“ (?) wurde, um vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Solche, die an seinem Kranken- und Sterbelager wachten, erzählten mir persönlich, daß die Krankheit so heftig gewesen sei, daß an eine Bekehrung gar nicht zu denken war. Nur dann und wann seien tiefe Seufzer seiner Brust entquollen, die von furchtbarem Schuldgefühl zeugten. So habe er seine Seele ausgeseufzt Vielleicht hätte er gern Buße getan, aber fand keinen Raum dazu. Vielleicht hätte er gern gebetet, aber seine Kniee ertrugen es nicht. Vielleicht hat er in seiner Pein noch geseufzt, der Himmel möchte sich für ihn öffnen, aber als sein Blick dem Blicke des verschmähten Gottessohnes begegnete, stürzte sich seine Seele in den Abgrund.

Und, ihr Leichtfertigen, wie wird es euch ergehen? Ihr verschließt der Stimme des Geistes und Gottes Wortes, ihr verschließt jeder Ermahnung und Warnung Ohr und Herz. Herodes hat einst die Stimme der Buße, Johannes den Täufer, aus dem Weg geschafft, als er aber nachher so gern von Jesu hören wollte, würdigte ihn der Gottessohn keines Wortes. Ihr sitzt mit lächelnder Miene unter dem Schalle des Evangeliums, werdet ihr am Tage eures Todes den ewigen Richter mit eurem Lächeln einschüchtern, die Qualen der Hölle aufhalten können? Wahrlich, Gott wird euch dann viel zu real sein, wenn sein Blick euch verzehrt, die Rute seiner Hand euch zerschlägt. Das Urteil wird für euch so überwältigend sein, daß eure Seele erstarren wird, wenn es von seinen Lippen, die einst auf Golgatha für euch sterbend erblaßten, tönen wird: „Weichet von mir, ihr Verfluchten!“ O, kehre um, übergib dich dem, der seine durchgrabenen Hände immer nach dir ausgestreckt hält, ehe seine verschmähte Liebe dich gleich einem fressenden Feuer verzehrt, wenn er kommen wird zu „treten die Kelter des Weines des grimmigen Zornes des allmächtigen Gottes“ (Offb. 19, 15). S.

„Nichts sein — nichts gelten.“

Ein junges Mädchen hatte von Florence Nightingale, jener unermüdlichen Pflegerin im Krimkriege gelesen. Was sie von dieser heroischen Dame vernahm, ergriff sie derart, daß sie sich entschloß, sich dem Dienste der Kranken zu widmen. Durch ihre kräftige Gesundheit, eiserne Nerven und große Körperkraft war sie zu solchem Dienst besonders geeignet. Aber das war es nicht allein, was sie auszeichnete. Sie hatte auch große Liebe zu ihrem Beruf und herzliches Mitleiden für alle Kranken. Betrat sie den Krankensaal, so hatten die Kranken oft das Empfinden, als ob ein belebender Sonnenstrahl hereingedrungen sei. Ihr Gang, ihre Bewegungen, ihr ganzes Auftreten war so taktvoll, daß sie niemanden störte. Die Kranken hingen an ihr und sahen in ihr gewissermaßen eine Verkörperung der Kraft der Seelenstärke, des Mitleids und der Reinheit. Dann aber kam der verhängnisvolle 10. August des Jahres 1869. Es wurde in das Hospital, in welchem sie tätig war, ein Mann gebracht, der ein Riese an Gestalt und Stärke war. Er hatte einen furchtbaren Fall getan und konnte nur durch eine sofortige lebensgefährliche Operation vor dem Tode bewahrt werden. Der Arzt machte sich sofort mit seinem Assistenten und eben dieser Diakonisse als Gehilfin daran, diesen Mann zu operieren. Nun war damals die Kunst der Betäubung der Patienten noch nicht so weit gediehen wie heute. Es schien wohl so, als sei der bewegungslos auf dem Seziertisch liegende Mann vollständig unter dem Einfluß des Chloroforms, aber es war dies nicht der Fall. Als der Arzt sich über den Kranken beugte, um die Operation zu vollziehen und mit seinem scharfen Messer den ersten Schnitt tat, erwachte der Patient aus seiner Betäubung, und warf sich mit einer gewaltigen Kraft auf den Operateur. Mit Brust und Armen drückte der Patient den Arzt nieder, während der Rumpf und die Füße auf dem Seziertisch liegen blieben. Die Diakonisse faßte mit großer Geistesgegenwart den Kopf des Patienten in einer solchen Weise, daß sie ihn langsam auf den Tisch zurückschieben und den Arzt dadurch befreien konnte. Während derselbe sich nun vorsichtig aus seiner gefährlichen Lage zurückzog, stieß ein Assistent gegen den Tisch. Jedenfalls hatte er irgendwie zur Hilfe kommen wollen. Der Tisch fiel nun mit seiner schweren Last um und raubte der Diakonisse das Gleichgewicht, sodaß sie direkt in das nach oben gerichtete Messer des Arztes fiel. Das Messer verletzte ihre Wirbelsäule und ohnmächtig brach sie zusammen. Nach einigen Stunden kam sie wieder zum Bewußtsein und seufzte: „O, Vater, warum hast du mich arbeitsunfähig werden lassen?“ Darauf fiel sie wieder in die Bewußtlosigkeit zurück. Dann kam ihr letztes Aufwachen. Mit ernstem Gesicht und feierlichem Ton sagte sie zur Wärterin: „Maria, schreibe auf mein Täfelchen, was ich soeben gedichtet habe.“ Dann diktierte sie die folgenden Worte:

„Will gar nichts mehr sein, nichts gelten,
Auf Jesum nur wart' ich still,
Wie er mich, den armen Scherben,
Noch irgend gebrauchen will.
Entleert lieg' ich ihm zu Füßen,
Bis er mich erfüllet mit Oel,
Daß einzig sein Leben mag fließen
In Strömen von Leib und von Seel'.

Will gar nichts mehr sein, nichts gelten,
Er führ' mich allein hinfort;
Will er mich als Werkzeug noch gebrauchen,
So diene ich ihm aufs Wort.
Wohin er mich dann mag senden,
Weih' ich ihm mein Leben zum Preis:
Will er, daß mein Schaffen soll enden,
So ruh' ich nach seinem Geheiß.“

Das ist Ergebung, ganze, ungeteilte, bedingungslose Ergebung in den Willen des Allmächtigen. „Nur wie Gott will,“ hieß es bei dieser Schwester. Alle eigenen Wünsche waren begraben. Gerne hätte sie noch länger gewirkt, aber wenn der Meister Feierabend gebietet, so ist sie willig abzutreten. Und nichts mehr sein wollte sie, gar nichts; Er, der Herr sollte alles in allem sein; hinter ihm soll die eigene Person völlig verschwinden.

„Nichts sein — nichts gelten.“ — Ist das auch dein Motto geworden? Bist du dir nicht bewußt, daß du mit deinem großen „Ich“ dem lieben Gott im Wege und dir selbst vor dem Glücke gestanden bist. Du wolltest immer etwas sein, darum konnte Gott nichts in dir werden und nicht viel mit dir und noch weniger aus dir machen. Die manche Ereignisse, die auf die Tage deiner Jugend düstere Schatten warfen, hat-

ten meistens darinnen ihre Entstehung, daß du schon damals so oft „etwas sein“ wolltest. Aus demselben Grunde hast du dir, deinen Eltern, deinen Geschwistern und Freunden so manche Freude verdorben, so manchen Kummer bereitet. Rühren die mancherlei Anstöße im späteren Leben, die vielen trüben Tage und Stunden nicht meistens auch aus der gleichen Quelle her? Im ersten Moment glaubt ja freilich jeder, alles Andre und alle Andern, nur er selbst nicht, seien die Ursache seines Mißgeschickes. Wer jedoch ganz ehrlich gegen Gott, seine Mitmenschen und vor allem gegen sich selbst ist, wird zugeben, daß ich so ganz unrecht nicht habe mit meiner Behauptung, daß wir alle weit glücklichere und nützlichere Menschen geworden wären, wenn wir nicht so oft „etwas“ hätten „sein“ wollen.

Das „nichts sein — nichts gelten“ muß gelernt werden. Es ist uns nicht angeboren, klein und demütig zu sein. Erfüllt von seinen eigenen Schein und Können tritt der Mensch hinein ins praktische Leben, und durch viel Bitterkeit und Niederlagen muß er zur Erkenntnis gebracht werden, daß es mit seinem eigenen Wissen und Können so riesig weit her nicht ist, und daß die Menschen ohne ihn beinahe auch noch „fertig“ werden könnten. Einer der gesegnetsten Tage im Leben eines Menschen, ist derjenige, an dem ihm das Bewußtsein kommt, daß er nur ein geringes Geschöpf, ein armes Würmlein ist. Wenn dieser Moment für dich kommt, bricht dir eine neue Zeit an. An diesem Tage schlägt Gottes Stunde für dich. Das ist der Tag, wo dein Sterben beginnt, der Tag, an dem sich das zu erfüllen beginnt, was Johannes der Täufer meinte, als er auf Jesum weisend, von sich sagte: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Als der fromme Josua am Ende seiner Tage anlangte, konnte er sagen: „Er kam alles, was der Herr verheißen hatte,; es fehlte an keinem.“ Jos. 23, 14. Mir kam unlängst einer vor, der sagte: „Bei mir kam nicht alles, sondern es ging alles schief, es kam nichts, aber ich bin selber schuld daran; Gott hat es gut mit mir gemeint, aber ich wollte selbst etwas sein und etwas können, und ging immer meine eigenen Wege. „Die eigenen Wege“ und das eigene „Ich“, und das „immer etwas sein wollen“ bilden das böse, unheilbringende Dreigestirn, das so viele Menschen im Banne hält. Bist du ganz aus ihrem Bereich gekommen? Hast du erkannt, warum dir so vieles unter den Händen zerrinnt, erkannt, warum du des Lebens nicht recht froh werden kannst? Fange einmal ernstlich an und suche die Ursache nicht mehr außer, sondern in dir. Ueberlaß dich willenlos und bedingungslos der Gnade Gottes und der Führung deines Heilandes, sicherlich kommen dann andere Tage und gesegnetere Zeiten. Fasse Mut, keiner ist plötzlich zu wahrer Ergebung und Demut gelangt, alles hat seine Zeit, aber wenn du willig dazu bist, so wird der Herr auch mit dir ans Ziel kommen.

Eine Dame kam einmal zu dem Prediger W. Haslam am Schlusse eines Vortrages und sagte, sie möchte einmal wissen, was er unter völliger Hingabe an Christum verstehe. „Ich habe ein anständiges Einkommen und eine hübsche Wohnung, habe mich auch mit allem dem umgeben, was nach meinen Begriffen zum Lebensgenuß gehört, und nun fürchte ich, wenn ich mich Christum ganz und gar hingebe, so wird er mich nach China senden.“ Herr Haslam erwiderte: „Wollen Sie sich folgenden Fall denken: Es ist Winter und die Kälte hat lange angehalten. Wie sie so vom Fenster ihrer warmen Stube hinaussehen, erblicken Sie auf dem Zweige vor ihrem Fenster ein hungriges Rotkehlchen. Vom Mitleid gerührt zerbröckeln Sie ein wenig Brot in Ihrer Hand und strecken es dem hungrigen Vöglchen entgegen. Von der Kälte und dem Hunger getrieben, hüpft es zu Ihrer Hand und begibt sich völlig in Ihre Gewalt. Was würden Sie mit ihm machen?“ — „O, ich würde die größte Sorge für das Vöglein tragen, denn es hat mir vertraut.“ „Und fürchten Sie sich, Christo zu vertrau-

en? Wenn Sie Ihren Willen ihm zum Opfer bringen, so wird er es Ihnen zur Lust machen, seinen Willen zu tun."

Zwei Jahre später kam sie wieder zu Haslam und sagte: „Ich fürchte mich nicht mehr, in den Dienst Christi zu treten, ich gehe jetzt hinaus nach China."

Furcht vor den Folgen einer bedingungslosen Hingabe an Gott ist es, was viele abhält, sich ihm anzuvertrauen. Beispiele von Selbstlosigkeit sind Abraham in 1 Mose 13, 7—12, und Joseph 1. Mose 50, 15—21. Bedenke, wie uneigennützig Gott handelte in der Hingabe seines Sohnes für uns, da wir noch Feinde waren. Röm. 5, 6—10; Joh. 3, 16. Beherzige die Worte Pauli in 1. Cor. 13, 4—5, und dann gehe in dein Kämmerlein und prüfe dich in der Gegenwart Gottes, und dann gelobe ihm:

Will gar nichts mehr sein, nichts gelten,
Auf Jesum nur wart' ich still,
Wie er mich, den armen Scherben,
Noch irgend gebrauchen will."

—R. G. R. in Ev. Zeitschr.

Wie man im Leben zu etwas kommt.

Zu dem Eisenbahnfürsten C. P. Huntington kam einmal ein junger Mann und wollte Arbeit haben. „Ich will arbeiten denn ich bin hungrig und habe seit gestern nichts mehr gegessen. Ich lief gestern den ganzen Tag herum, von einem Geschäft zum andern, konnte aber keine Anstellung finden. Ich bin in der Stadt hier fremd. Geben Sie mir Arbeit, ich will arbeiten." So sprach der junge Mann. Huntington war ein Menschenkenner. Er merkte sofort, daß in dem Jungen was drinsteckte. „Ist es dir wirklich so ernst zu arbeiten?" frug er den Jüngling. „Natürlich, ich habe einen leeren Magen und muß arbeiten oder verhungern." Huntington griff in seine Tasche, nahm drei Cents heraus und gab sie dem jungen Mann mit den Worten: Gehe drüben in den Bäckerladen und kaufe dir drei Brötchen. Bleibe dann an der nächsten Straßenecke stehen und warte, bis ein Wagen Kohlen vorbeikommt. Dem folge und versuche die Kohlen dann für den Eigentümer in den Keller zu schaffen. Das bringt dir etwa 50 Cents ein. Das ist mein Rat für dich und derselbe mag einmal später für dich Tausende von Dollars wert sein, wenn du erkennst, was ich dich lehren will." Der junge Mann folgte dem Rat und noch nach Jahren deutete Huntington, der Eisenbahnfürst, auf seinen Mann zur rechten Hand, der einmal ein hungriger Bettler war. Arbeit schändet nie. Wer ehrlich arbeitet und aushält bringt's zu etwas im Leben.

„Ich fürchte mich nicht."

Grant Lowe, ein kleiner fünfjähriger Junge, ein Patient in der Abteilung für Diphteriekranke erwarb sich durch sein mutiges Benehmen die Bewunderung der Pflegerinnen. Im Hospital war Feuer ausgebrochen. Als eine der Pflegerinnen nur wenige Schritte entfernt die Flammen emporschlagen sah, lief sie zu den Kindern, um sie zu beruhigen und zu trösten. Da fiel der mutige kleine Bursche ein: „O, ich fürchte mich nicht! Wir hatten einmal ein großes Feuer in unserem Haus; ich bin an Feuer gewöhnt." Ruhig zog er seine Schuhe und Strümpfe an, und sein mutiges Benehmen diente allen andern zur Ermutigung.

Liberale Theologie und Mohammedanismus.

Dr. Lepsius, der bekannte Vorkämpfer der Mohammedanermission, läßt in einem Vortrage einen Mohammedaner und einen „christlichen" liberalen Theologen folgendes Zwiegespräch halten:

Liberaler Theologe: Ich glaube, daß Jesus ein großer Prophet war.

Mohammedaner: Auch meine Meinung.

Lib. Theol.: Ich glaube, daß Gott gnädig und barmherzig ist.

Moh.: Das steht auch fast auf jeder Seite des Korans.

Lib. Theol.: Ich leugne eine göttliche Dreieinigkeit.

Moh.: Gerade so wie ich.

Lib. Theol.: Ich will nichts wissen davon, daß Christus Gottes Sohn ist.

Moh.: Auch darin stimme ich mit dir überein.

Lib. Theol.: Ich glaube, daß der Mensch um Gott wohlgefällig zu sein, seine Gebote befolgen muß.

Moh.: So denke ich auch. Bei dem Barte des Propheten, du bist ein Mohammedaner. —Aber glaubst du auch, daß Jesus von der Jungfrau Maria geboren ist?

Lib. Theol.: Ds muß ich bestreiten.

Moh.: Glaubst du, daß Jesus gen Himmel gefahren ist?

Lib. Theol.: Das kann ich nicht glauben.

Moh.: Hat Jesus Wunder getan?

Lib. Theol.: Nein.

Moh.: Glaubst du, daß Jesus wiederkommen wird zum Weltgericht?

Lib. Theol.: Auch das muß ich bestreiten.

Moh.: Bei dem Barte des Propheten, dann bist du weniger als ein Mohammedaner.

Der Bettler.

Der große Kalif Harun Al Raschid, das heißt, „Der Gerechte", hatte einen Neffen namens Corasmin. "Als dieser eines Tages vor der Stadt Bagdad spazieren ging, trat ein in schlechte Kleider gehüllter Greis, dessen Gesicht durch ein Plaster ganz bedeckt und entstellt war, zu ihm.

Der Bettler sagte nichts. Doch war sein Anblick schon allein so traurig, daß man selbst ohne Worte sein Elend verstehen konnte. Deshalb gab ihm der Prinz auch ein Geldstück, das er ihm aber, da er wenig Freundlichkeit und Milde besaß, vor die Füße warf.

Der Arme hob indessen das gespendete Almosen nicht vomBoden auf, sondern wendete sich mit verächtlicher Gebärde ab.

„Wie, du wagst es, mir zu trotzen?" rief Corasmin erregt. „Wer bist du, Mensch?"

„Dein Bruder," erwiderte der Greis mit dumpfer Stimme.

Wütend und zornig ob solcher Dreistigkeit zog der Prinz den Dolch, nach dem Bettler zu stoßen.

Aber in demselben Augenblick riß der Greis das Pflaster vom Gesicht, indem er den Jähzornigen drohend musterte.

Halbtot vor Schrecken ließ Corasmin den Dolch zu Boden fallen. Denn der vor ihm stand, war sein Oheim, der große und gerechte Kalif Harun Al Raschid, welcher es liebte, in allerlei Verkleidungen die Straßen und die Umgegend Bagdads zu durchstreifen. Auf diese Weise erfuhr er mancherlei, was ihm, dem mächtigen Herrscher, sonst vorenthalten worden und verborgen geblieben wäre.

Sein Neffe wagte es nicht, irgend ein Wort der Entschuldigung vorzubringen; Harun aber rief ihm zu:

„Wie, du willst im Armen nicht den Bruder ehren? Wohlan, du sollst es lernen! Ich mache dich deshalb zum Diener der Armen und Elenden: zum Wärter des Krankenhauses, so lange, bis du es begriffen hast, daß alle Menschen Brüder sind."

Es lohnt „hernach."

Ein reicher Mann in Indien dingte zwei Arbeiter für einen bestimmten Tagelohn, um mit nicht sehr dichten Eimern eine benachbarte Cysterne auszuschöpfen mit der Weisung, er würde gegen Abend selbst kommen und nach ihrer Arbeit sehen.

Nachdem der eine von den Leuten zwei oder drei Mal einen Eimer geleert hatte, sagte er: „Wozu diese nutzlose Arbeit? Sobald das Wasser im Eimer ist, läuft die Hälfte wieder heraus." — Der andere erwiderte: „Aber haben wir nicht unsern Tagelohn sicher? Ob das Werk nützt oder nicht, das ist unsres Herrn Sache, nicht die unsrige!" — „Ich aber bin kein Narr, um mich für nichts zu quälen," rief der Unzufriedene, warf seinen Eimer zu Boden und ging weg. Der andere blieb bei der Arbeit, und hatte, wenn auch mit Mühe, bis zum Abend das Wasser aus dem Behälter geschöpft. Als er hinunterblickte, bemerkte er einen leuchtenden Gegenstand da liegen, den er heraufbeförderte. Es war eine kostbare reich mit Diamanten besetzte Armspange. — „Wäre ich davongelaufen wie mein Mitarbeiter," rief er aus, so würde ich den Fund nicht gemacht haben; meine Mühe ist nicht vergebens gewesen!"

Auch der Christ scheint oft ohne Erfolg zu arbeiten. Es ist manchmal, als schöpfe er Wasser in einen löchrigen Eimer, und beharrliche Ausdauer bei seiner Arbeit scheint ihm gegen die Vernunft. Der Meister aber hat ihn dorthin gestellt; er weiß am besten warum. Und hernach wird es der treue Knecht schon erfahren, welche Seligkeit ein „Beharren bis ans Ende bringt.

Lebensmittelpreise.

Noch nie stiegen, außer in Kriegszeiten, die Lebensmittelpreise auf eine solche Höhe, wie sie sie augenblicklich in den Vereinigten Staaten erreicht haben. Nach den Angaben der Sachverständigen sind sie in diesem Jahre noch um zehn Prozent höher als um diese Zeit im Vorjahre, wo sie ebenfalls schon die Durchschnittshöhe überstiegen hatten. Fleisch, Eier, Butter, Fische, Kartoffeln, Kaffee, Tee, Zucker, Salz, Reis, Bohnen und Erbsen sind gegen voriges Jahr im Durchschnitt um 22 Prozent gestiegen; Mehl ungefähr 33 Prozent. Der Preis für Obst ist gegen voriges Jahr gefallen, ist aber immer noch höher als im Jahre 1910. Lederwaren ist jetzt ungefähr 12 Prozent höher als im vorigen Jahr, Chemikalien und Droguen etwa 13 Prozent. Textilwaren sind eine Kleinigkeit billiger geworden. Der Preis für Lebensmittel im Allgemeinen ist im Durchschnitt um 20 Prozent gestiegen. Am meisten macht sich der Preisaufschlag beim Fleisch bemerkbar. Rindfleisch kostet 26, Schweinefleisch 40 und Hammelfleisch gar 50 Prozent mehr als vor einem Jahre.

Im Bundesgericht

zu Chicago begann am 16. Juli die Untersuchung die gegen die Chicago'er, Eglinser und New York'er Butter- und Eier-Börse eingeleitet wurde. Man hat ermittelt, daß etwa 24 Mann den Handel kontrollieren und in der Lage sind, die Preise, die den Produzenten bezahlt werden, herunter- und die Preise, die von den Consumenten bezahlt werden, willkürlich heraufzuschrauben.

Reiche Ernte.

Grand Forks, N. D., 18 Juli 1912

In Norddakota macht sich ein großer Mangel an Arbeitskräften für Einheimsung der Ernte geltend Nie zuvor gebrach es so sehr an Arbeitern. Der Wert der diesjährigen Ernte wird auf $200,000,000 veranschlagt.

Eine Erfindung.

Künstliches Holz ist das Resultat einer interessanten Erfindung, die vielleicht in der Holzindustrie mancherlei Veränderungen u. Verbilligungen mit sich bringen könnte. Es handelt sich um ein Verfahren, durch das es angeblich möglich wird, auf einem überraschend billigen Wege ein ungewöhnlich widerstandsfähiges und dauerhaftes künstliches Holz zu erzeugen, oder einen Holzersatz, der für viele Zwecke gegenüber dem Naturholz erhebliche Vorzüge aufweisen soll. Die Erfindung stammt von einem Franzosen, L. Charre, der sich seit sechs Jahren mit diesem Problem beschäftigt, und endlich eine, wie es scheint, glückliche Lösung gefunden hat. Die Zeitschrift „Chambers Journal" berichtet folgendes über die neue Erfindung: „Im Großbetrieb läßt sich dieses Kunstholz ungleich billiger verarbeiten als Naturholz. Das Verfahren ist sehr einfach: als Rohmaterial wird Stroh verwendet. Die Halme werden der Länge nach gespaltet. Eine zu diesem Zweck konstruierte Maschine besorgt das auf mechanischem Wege. Der Strohmasse werden dann gewisse chemische Substanzen beigesetzt, wonach das Rohmaterial einem intensiven Kochprozeß ausgesetzt wird, der mit einem intensiven Druck verbunden wird. Dadurch wird die Strohmasse zu einem gleichmäßigen Stoff gepreßt. Das auf diese Weise gewonnene Material kann nun in allen Formen verarbeitet werden, zu Stäben, zu breiten Brettern, oder zu dicken Balken von jedem gewünschten Umfang und jeder Länge. Das Kunstholz kann mit der Säge geschnitten werden und hinterläßt einen scharfen und klaren Schnitt. Da das Stroh in fast allen Teilen der Welt zu billigem Preis zu haben ist, stellen sich die Produktionskosten überraschend gering. Auch Brennholz kann auf diese Weise künstlich hergestellt werden; das „Strohholz" hat eine sehr große Heizkraft und erzeugt wenig Rauch. Der Erfinder hat noch einen besonderen Apparat konstruiert, der diesem künstlichen Holze auf dem Gebiete der Streichholz-Industrie Geltung verschaffen soll. Das Material ist widerstandsfähiger als die natürlichen Streichhölzer, brennt besser und stellt sich vor allem billiger.

D. Landmann.

Der Staat Mississippi

unterhält eine Farm, auf welcher die Gefangenen beschäftigt werden. Auf dieser Farm werden jedes Jahr zwischen 4,000 und 5,000 Ballen Baumwolle geerntet, sowie Süßkartoffeln, Zuckerrohr, Zwiebeln, Obst etc. Der Staatskasse fließen jährlich an die $250,000 auf dieser Farm zu, nachdem die Kosten für die Unterhaltung der Gefangenen bezahlt worden ist. Man ist mit der Farm sehr zufrieden, nicht allein, weil sie für den Staat einträglich, sondern weil die Landarbeit auf die Gefangenen von bestem Einfluß ist.



Das verdächtige Paket.

Washington, D. C., 18. Juli.

Die durch alle späten Ausgaben der Morgenblätter gehende Aufsehen erregende Nachricht von einem Attentat auf das Leben des Präsidenten Taft wird von den Beamten des Weißen Hauses und dem Chef des Geheimdienstes nach Kräften zu dementieren gesucht.

Eine in ein Paket verpackte Bombe sollte gestern abend spät in den Exekutivbüros angenommen und auf den Tisch von Sherman Allen, einem jüngst ernannten Assistenten des Schatzamtssekretärs gelegt worden sein. Das Paket war für den Präsidenten bestimmt, aber alle für ihn bestimmte Post geht durch die Hände seiner Sekretäre. Allen öffnete das unschuldig aussehende Paket. Nach dem ersten Berichte soll Allen eine mit Dynamit geladene Höllenmaschine mit glimmender Zündschnur gefunden haben. Er habe die glimmende Zündschnur mit den Fingern ausgelöscht.

Allen bestreitet, daß an der ganzen Geschichte ein wahres Wort sei, und wird dabei von dem Chef des Geheimdienstes, der speziell das Leben des Präsidenten zu bewachen hat, unterstützt. Die Politik des geheimen Dienstes und die Beamten des Weißen Hauses wußten es stets zu verhindern, daß etwaige unliebsame derartige Vorkommnisse an die Oeffentlichkeit gelangten. Obwohl somit die Geschichte jeden Grundes zu entbehren scheint, ist doch bemerkenswert und verdächtig, daß sie überhaupt entstehen konnte. —Jll. Stszt.

Schweres Unglück.

Jacobs Creek, Pa., 18. Juli.

Infolge eines Wolkenbruches, der letzte Nacht in Barren Run, nicht weit von hier niederging, ertranken neun Personen. Die Tote sind alle neun von der Farm John Raymods. Die Opfer sind: Frau John Raymond, ihr Bruder, ihre Mutter, sechs Kinder des Ehepaares Raymond.

Während eines heftigen Sturmes, der diese Gegend durchbrauste, ging Raymond vom Wohnhaus nach der Scheune, die in einer Erdmulde, nahe Barren Run liegt. Er kehrte nicht zurück.

Nach zweistündigem vergeblichen Warten bekamen seine Frau und die andern Mitglieder der Familie Angst um ihn und machten sich auf die Suche. Als sie die Mulde erreichten, schoß eine riesige Wasserwoge durch die enge Schlucht und riß sie hinweg. Raymond befand sich indessen in der Scheune in Sicherheit und entkam den Wassern. Die Körper der Unglücklichen sind bis jetzt mit Ausnahme des Bruders noch nicht gefunden.

Kosten der Entdeckung Amerikas.

Boston, 18. Juli.

Aus Madrid kommt die Nachricht, daß man in Palos in Spanien eine Reihe alter königlicher Kassenbücher aufgefunden hat, die Einzelheiten über die Kostenberechnung Kolumbus' enthalten, die er nach seiner Entdeckungsfahrt aufgestellt hat. Die Ausrüstung seiner kleinen Flotte kostete 14,000 Pesetas, und die persönlichen Ausgaben einschließlich der Löhne für die Mannschaft während der achtmonatlichen Reise betrugen die Totalsumme von 22,000 Pesetas. Die Gesamtkosten der Expedition mithin der Entdeckung Amerikas beliefen sich also auf 36,000 Pesetas. Das sind nicht mehr und nicht weniger als etwa 7200 Dollars. Trotz dieser wunderlich geringen Summe war doch die Königin Isabella gezwungen, ihre Juwelen zu versetzen, um das Geld für die Expedition aufzubringen.